1,50 DM / Band 152
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

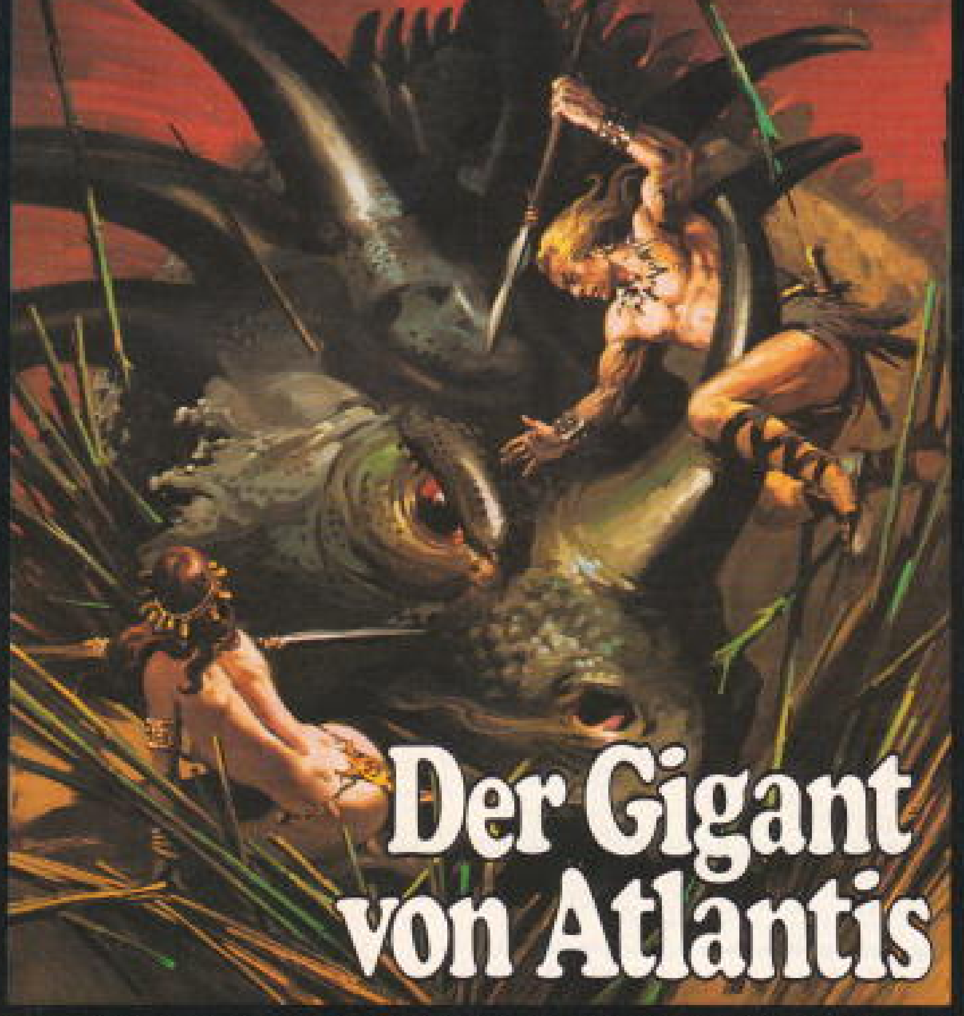
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Der Gigant von Atlantis

John Sinclair Nr. 152

von Jason Dark

erschienen am 02.06.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Gigant von Atlantis

Als die beiden Scheinwerferstrahlen durch das eingeschaltete Fernlicht zu grellen Lichtspeeren wurden und mich blendeten, da wußte ich, daß man mich töten wollte. Wer raste schon mit solch hoher Geschwindigkeit durch die enge Straße? Das bucklige Kopfsteinpflaster zerstörte doch jegliche Fahrfreude.

Dicht an dicht standen die Häuser zu beiden Seiten. Da gab es keine Einfahrt und auch keine Lücke, in die ich mich hätte hineinwerfen können.

Die Lichtkegel explodierten vor meinen Augen zu grellen Sonnen, und wenn mir in den nächsten zwei Sekunden nichts einfiel, würde mich dieses schwarze, rasende Ungeheuer überrollen.

Einfahrten gab es nicht, aber Türen. Und in eine ließ ich mich hineinfallen. Sie begrenzte die Rückseite einer Nische, ich krachte gegen das Holz und hatte Angst, daß ich durch die Gegenreaktion wieder nach vorn geworfen wurde. Doch dann hörte ich das Splittern, als das Türholz brach und ich mit dem Ellbogen durch eine Öffnung stieß. Im nächsten Augenblick war der Wagen vorbei!

Ein Schatten, aus dem grell die beiden Lichter stachen. Ich spürte den Luftzug, der mich noch stärker in die Nische preßte und meine Kleidung flattern ließ. Danach röhrte nur noch der Motor, und auch dieses Geräusch verklang.

Dafür jedoch quietschten die dicken Reifen und rutschten über das Pflaster. Hart wurde der Wagen abgebremst. Er schien hier in der Straße sein Ziel gefunden zu haben. Ich lag noch unter den Brettern halb begraben und hatte Mühe, mich zu befreien.

Hinter mir begann ein düsterer Flur, in dem es muffig stank.

Auch hörte ich eine Stimme.

»Verdammt noch mal, wer hat denn jetzt schon wieder die scheiß Tür eingehauen! Kriegt man denn hier nie Ruhe?« Ich gab lieber keine Antwort, sondern bemühte mich weiterhin, aus den Trümmern zu klettern.

Während dieses Versuchs dachte ich darüber nach, weshalb ich eigentlich in dieser miesen Gasse gelandet war. Es ging um Monstermenschen. So jedenfalls behaupteten einige Zeugen. Laut ihrer Aussagen sollten die Monstermenschen angeblich in diesem Viertel aufgetaucht sein. Es waren zwar keine grünen Männchen vom Mars, nur Typen, die einen normalen menschlichen Körper besaßen, aber ein Gesicht, das an eine Mischung zwischen Nashorn und Drachen erinnerte. Grün, schuppig und in der Gesichtsmitte mit einem Horn versehen, das leicht nach oben gebogen hervorstach. Augen hatten diese Wesen ebenfalls. Kleine, funkelnde Pupillen, die eine Farbmischung zwischen Schwarz und Braun zeigten. So erzählten die Zeugen.

Die Meldung hatte zuerst das zuständige Polizeirevier in dieser Gegend entgegengenommen. Die Beamten lachten darüber, meldeten den Vorfall aber trotzdem weiter, und schließlich landete die Sache auf meinem Schreibtisch.

Von Superintendent Sir James Powell erhielt ich den Auftrag, mich darum zu kümmern. Und deshalb war ich hier.

Allerdings nicht allein. Mein Freund und Partner Suko hielt sich einen Häuserblock entfernt auf, wo Zeugen ebenfalls diese komischen Monster gesehen hatten. Grün und schuppig, mit einem Horn versehen. Sachen gab es. Aber ich wunderte mich über nichts.

Noch war nichts bewiesen, denn der Angriff auf mich konnte auch völlig andere Gründe gehabt haben. Aber mir war es inzwischen

gelungen, mich aus den Trümmern zu befreien. Ich klopfte meinen Mantel ab. Einige Späne fielen noch zu Boden. Sie hatten sich in dem Stoff festgehakt. Ich blickte nach rechts. Dort stand der Wagen.

Ich sah dieses dunkle Etwas am Ende der schmalen Straße, aber ich entdeckte keine Menschen.

Lautlos verließ ich meine Deckung und schlich vorsichtig auf das Auto zu. Meine Beretta zog ich aus dem Holster und steckte sie in die Manteltasche.

Dort konnte ich schneller an sie herankommen. In dem Fahrzeug rührte sich nichts. Es blieb alles still, und man konnte das Gefühl haben, daß überhaupt kein Fahrer hinter dem Steuer gesessen hatte.

Ich erreichte das Heck und schaute durch die Rückscheibe.

Der Innenraum war leer.

Den Wagen identifizierte ich als einen schwarzen Mercedes der oberen Preisklasse. Wahrscheinlich war er gestohlen. Ich probierte, die Tür zu öffnen. Sie war offen.

Ich konnte es nicht lassen und stecke meinen Kopf in das Innere.

Sofort fiel mir der Geruch auf.

Er war irgendwie seltsam, mit bekannten Gerüchen und Düften überhaupt nicht zu vergleichen. Es roch auch nicht nach Moder oder Verwesung, eher nach einem ranzigen Küchenduft. Ich schloß die Tür wieder.

Leider hatte ich nicht gesehen, wie viele Personen in dem Wagen gesessen hatten, aber von allein war er sicherlich nicht gefahren. Ich drehte mich um und ließ meinen Blick über die Hausfronten gleiten.

Um diese Zeit, fast eine Stunde nach Mitternacht, brannte hinter den meisten Scheiben kaum Licht. Alles war dunkel, nur hin und wieder sah ich einen helleren Schein.

Da die Häuser sehr eng nebeneinander standen, hatte ich praktisch drei Türen zur Auswahl, wo die Fahrer oder Mitfahrer hätten verschwinden können. Da war guter Rat teuer.

Als ich mich nicht direkt entscheiden konnte, nahm ich die mittlere Tür.

Mit dem Handballen der Linken drückte ich sie auf, während ich meine Rechte in die Tasche versenkt hatte und die Finger dort den Griff der Beretta umklammerten. Dunkelheit.

Irgendwie wattig und gespenstisch kam sie mir vor. Ein Schauer lief mir über den Rücken, hier konnte alles lauern, nur nichts Gutes.

Ich holte meine Minilampe hervor, schaltete sie ein und lies den fingerbreiten Strahl langsam wandern. Er strich über einen schmutzigen Fußboden, auf dem ich keinerlei Spuren oder Hinweise erkennen konnte. Zahlreiche Hausbewohner hatten hier ihren Abfall hinterlassen. Eine Treppe.

Alt, brüchig, hölzern. Sie stach in die Höhe. Ihr gegenüber lagen

mehrere Türen, hinter denen ich keinerlei Geräusche vernahm.

Ich wollte das Haus durchsuchen und schritt langsam die morschen Stufen hoch.

Sie ächzten unter meinem Gewicht, bogen sich durch, hielten aber. Auf dem ersten Absatz blieb ich stehen und blickte hoch. Es war hier nicht mehr so dunkel, aber auch nicht still. Unter mehreren Türen drang Lichtschein hervor, der ein Streifenmuster auf den Boden zeichnete. Dann hörte ich das Stöhnen.

Das Geräusch kannte ich, und meiner Ansicht nach war es hinter der ersten Tür links hervorgedrungen. Sollten die unbekannten Fahrer des Wagens sich dort vielleicht versteckt halten? Ich wollte es genau wissen.

Bevor ich jedoch ging, hörte ich das leise Piepen. Suko meldete sich. Wir standen per Walkie-talkie miteinander in Verbindung. Ich zog das flache Gerät aus der Tasche und wisperte: »Was ist los?«

»Bei mir ist alles ruhig.«

»Hier aber nicht.« In Stichworten erklärte ich dem Chinesen, was sich ereignet hatte. »Soll ich kommen?«

»Wäre besser.«

»Okay, John. Willst du warten?«

»Nein, ich dringe in die Wohnung ein. Das Stöhnen klang mir verdammt echt.«

»Viel Glück – Ende!«

Ich steckte das Gerät wieder weg. Mit zwei Schritten stand ich vor der bewußten Tür.

Meine Hand legte sich wie von selbst auf die Klinke. Ich drückte sie nach unten und konnte die Tür aufstoßen. Mit schußbereiter Beretta betrat ich den Raum. Eine Lampe brannte. Ihr Licht wurde durch einen grünen Schirm gedämpft, so daß das Zimmer nicht vollständig erleuchtet wurde.

Die Lampe stand auf einem kleinen Tisch, der wiederum seinen Platz zwischen dem alten Metallbett und einem wackligen Schrank gefunden hatte. Von dem Bewohner keine Spur.

Aber es gab noch eine Tür zum Nebenraum. Sie stand spaltbreit offen. Von dort hörte ich auch die Geräusche. Kehlige Laute, krächzend ausgesprochen, nicht zu verstehen, mir aber dennoch bekannt.

So sprachen Dämonen!

Plötzlich steckte ich wieder mitten in einem Fall. Mein Körper spannte sich, ich war äußerst konzentriert, als ich mich der zweiten Tür näherte.

Meine Gummisohlen verursachten kein Geräusch, so daß ich ungehört bis zur Tür gelangte und sie aufstoßen konnte. Auch in dem zweiten Zimmer brannte eine Lampe. Sie gab noch weniger Licht.

Trotzdem sah ich die beiden Gestalten, die mir den Rücken zuwandten und auf einen dritten Mann starrten, der am Boden lag, die Beine angezogen hatte und stöhnte. Die beiden mußten ihn gequält haben.

In mir vereiste etwas, denn wenn ich eins nicht leiden konnte, war es die Unterdrückung Schwächerer. »Was geht hier vor?« peitschte meine Stimme…

***

Die beiden Eindringlinge reagierten erst einmal gar nicht. Steif blieben sie stehen.

Sie wandten mir den Rücken zu, und ich konnte einen Schritt in das Zimmer gehen. Dann erst drehten sie sich um.

Langsam, als wollten sie das richtig auskosten, was sie mir zu bieten hatten.

Ich war auf einiges gefaßt, aber der Anblick, den mir die Köpfe der beiden boten, erschreckte mich doch. Die Zeugen hatten nicht gelogen.

Ich sah mich tatsächlich zwei Monstern gegenüber, deren Schädel grün schillerten, mit zahlreichen Schuppen besetzt waren und aus dessen Gesichtsmitte tatsächlich ein nach oben gekrümmtes Horn wuchs wie bei einem Nashorn. Ich schluckte.

Dann schüttelte ich den Kopf. Diese Monster waren wirklich einmalig. Ich hatte schon viele Dämonen gesehen, aber keine Nashörner in Menschengestalt, nur einmal auf der Bühne, bei einem Theaterstück. Aber da war alles Pappmache gewesen. Hier jedoch sah ich, daß die Köpfe echt waren. Sie saßen auf den normalen Hälsen und waren eins mit dem Oberkörper. Sie starrten mich an.

Dabei sagten sie kein Wort, doch in ihren tückischen Augen las ich mein Schicksal. Sie wollten mich töten!

Ich beschrieb mit der Beretta einen Halbkreis, der auch von den Dämonen verstanden werden mußte. Sie rührten sich nicht. »An die Wand!«

Das Gegenteil taten sie. Die beiden gingen langsam vor. Sie hatten normale Hände, deren Finger aber überdurchschnittlich lang waren.

Und dann warfen sie sich auf mich. Ich feuerte.

Die Silberkugel traf. Einen zweiten Schuß konnte ich nicht mehr abfeuern, weil mich die Wucht des anstürmenden Monsters zurück gegen das Holz warf. Die Tür knallte ins Schloß. Plötzlich spürte ich zwei Pranken auf meinen Schultern, die mich hart gegen das Türblatt drückten. Gleichzeitig senkte der Dämon vor mir seinen Schädel, und auf einmal wurde mir klar, was er vorhatte.

Er wollte mir sein Horn in den Leib stoßen! Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen das Untier, versuchte, es zurückzudrücken, stieß ihm

meine Knie in den Leib, verschaffte mir etwas Platz und konnte ein Bein anwinkeln. Das stieß ich vor.

Wuchtig rammte ich es dem Untier in den Leib. Mein Trick hatte Erfolg, die Hände rutschten herab, und das unheimliche Monster wurde quer durch das Zimmer geschleudert, so daß es dicht neben dem Fenster gegen die Wand krachte. Aber wo steckte das zweite?

Ich sah es nicht mehr. Statt dessen jedoch eine grünlich schimmernde Wolke, die träge durch das Zimmer zog. Meine Silberkugel hatte den Unheimlichen zerstört. Das zweite Monster reagierte instinktiv. Noch mehr duckte es sich zusammen, dann sprang es zur Seite und war im nächsten Augenblick verschwunden. Dort, wo es gestanden hatte, schlug die Luft mit einem pfeifenden Geräusch zusammen. Der Verletzte und ich blieben allein im Zimmer zurück. Ich beugte mich über ihn und erschrak. Zum erstenmal sah ich seine Verletzungen genauer.

Dem Mann konnte wohl niemand mehr helfen. Die beiden Monster mußten ihn grausam gefoltert haben. Er stand bereits auf der Schwelle zum Tod. Ich berührte seinen Kopf und legte ihn so, daß der Schwerverletzte mich ansehen mußte.

»Hören Sie mich?« fragte ich ihn.

»Ja.« Die Antwort war ein Hauch.

»Wer hat das getan?« fragte ich. »Und warum ist das getan worden? Können Sie mir eine Auskunft geben?«

Rasselnde Atemzüge drangen aus dem Mund des Todgeweihten. Blutige Bläschen standen vor seinen Lippen. Ich rechnete schon nicht mehr mit einer Antwort, als der Mann seine Augen noch einmal öffnete und sich sein Blick klärte. »Sie wollen die – Figur…«

»Welche Figur?«

»Die kleine – in – der Schublade. Ich habe sie auf – Vorsicht, Mister, sie scheint gefährlich zu sein – lange gesucht – es müssen mehrere Figuren da sein – die Monsterfalle – andere Dimensionen. Sie wollen sie zurückhaben…«

»Was wollen sie zurückhaben?« fragte ich. »Die Figur?« Ich erhielt keine Antwort mehr. Die Augen des Mannes brachen. Ich kannte den Blick. So schauten nur Sterbende. Ein letzter Atemzug, ein verzweifeltes Luftholen, als sich der Körper gegen den drohenden Tod stemmte.

Ich erhob mich. Jetzt steckte ich mitten in dem neuen Fall.

Worum es ging, wußte ich nicht, aber ich hatte einen Hinweis. Da ging es um eine Figur und um Besuche aus einer anderen Dimension.

Daher stammten also diese schrecklichen Dämonen mit den menschlichen Körpern und den Nashornschädeln. Aber aus welcher Dimension?

Es gab unzählige Jenseitswelten. Man konnte sie wirklich nicht

erfassen. Und jedes Reich war irgendwie anders, vielschichtig, manche standen auch untereinander in Verbindung. Es existierten Überlappungsgegenden, wo sich die Dimensionen trafen und wo es manchmal Risse im Gefüge gab.

Dann war es möglich, daß Wesen aus einer anderen Dimension auf die Erde gelangen konnten und auch umgekehrt. Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich das erste Zimmer dieser kleinen Wohnung betrat. Der Sterbende hatte in den letzten Sekunden seines Lebens von einer Schublade gesprochen. Wo fand ich die?

Über die Einrichtung habe ich ja schon berichtet und auch über die miese Beleuchtung. Der Tisch stach mir ins Auge. Sicherlich war er das einzige Möbelstück, das eine Schublade hatte. Vorher jedoch schloß ich die Tür, denn ich hatte auf dem Gang Stimmen gehört.

Und Zuschauer waren das letzte, was ich gebrauchen konnte.

Die Schublade war kaum gefüllt. Zuerst sah ich den schwarzen Kugelschreiber, dann stach mir ein populärwissenschaftliches Magazin ins Auge, das in den USA erschien. Ich blätterte es durch.

Ein Artikel war rot angestrichen.

ATLANTIS' ERBE IST UNTER UNS! So lautete die Überschrift.

Ich war sicher, daß dieser Bericht etwas mit den vergangenen Ereignissen zu tun hatte, deshalb steckte ich die Zeitschrift ein. Dann zog ich die Schublade weit auf, und da rollte mir schon eine kleine Figur entgegen.

Ich nahm sie in die Hand und drehte sie so, daß ich das Vorderteil ansehen konnte.

Die Figur zeigte eine haargenaue Abbildung des Monsters, mit dem ich gekämpft hatte. Ich sah die menschliche Gestalt, aber ein nashornähnliches Gesicht. Sogar die kleinen Augen waren gut zu erkennen und das unter dem Horn befindliche breite Maul. Die Figur war nicht größer als mein Mittelfinger, doch ungewöhnlich schwer.

Ich besah mir das Material genauer. Aus Holz bestand dieser kleine Talisman nicht, aus Eisen ebenfalls nicht. Er mißte aus einer Legierung bestehen, die ich nicht kannte. Unsere Chemiker würden sie aber sicherlich herausfinden.

Auch spürte ich die seltsame Wärme, die von der Figur ausging.

Etwa so wie mein Kreuz, wenn es sich leicht erwärmte und dadurch anzeigte, daß sich finstere Mächte in der Nähe befanden. Ich ließ den Fund in meiner Tasche verschwinden, blickte zufällig zur Tür, sah sie spaltbreit offen und entdeckte auch ein neugieriges Augenpaar. Rasch ging ich hin.

Das Augenpaar verschwand, doch als ich die Tür aufriß, schaute ich in die Gesichter von fünf Menschen. Drei Männer und zwei Frauen. Die Frauen trugen Morgenmäntel über ihren Nachthemden.

Finster sahen sie mich an. Ich zeigte ihnen meinen Ausweis. »Der

Mieter dieser Wohnung ist tot«, erklärte ich und sah, wie die Menschen blaß wurden. »Kann mir einer von Ihnen den Namen des Mannes verraten?«

»Ja, er hieß Rip Galewsky. Vor drei Jahren ist er aus Polen geflohen.« Der Mann, der mir die Frage beantwortete, knetete seine abgearbeiteten Hände.

»Und mehr wissen Sie nicht über ihn?«

»Doch, er war ein seltsamer Kauz.«

»Inwiefern?«

»Der hatte solch ein komisches Hobby.«

»Welches Hobby?«

»Für uns war er verrückt«, erklärte der Mann mit überzeugter Stimme. »Der sprach immer von anderen Welten. Von Dämonen und so einem Zeug. Er war davon überzeugt, daß es die tatsächlich gab. Erst vorgestern kam er zu meiner Alten und mir. Er sagte, er hätte jetzt das große Geheimnis gefunden.«

»Jetzt hör doch auf!« mischte sich seine bessere Hälfte ein. »Mr. Galewsky war schon in Ordnung. Und jeder kann ja ein Hobby haben. Du hast eben die Sauferei, er war anders als du, ein feiner Mensch, so wie du nie werden wirst.«

»Misch du dich nicht ein, Alte!« zischte der Mann. Die anderen lachten über das Ehepaar. Die beiden sahen auch wirklich stark aus.

»Sie sprachen vorhin von einem Geheimnis, wenn ich Sie recht verstanden habe?«

»Ja, das stimmt.«

»Können Sie darauf näher eingehen?«

»Nein. Mir hat der Kerl nichts erzählt. Da müssen Sie meine Alte fragen. Die verstand sich besser mit ihm, weil sie immer denkt, sie wäre was Besseres.«

Ich lächelte der Frau zu. »Madam, wenn Sie mir vielleicht helfen könnten…?«

So hatte sie wohl selten jemand angesprochen. Die Frau wurde direkt rot und warf ihrem Gatten einen triumphierenden Blick zu.

»Genaues kann ich Ihnen natürlich auch nicht sagen, aber Mr. Galewsky sprach immer davon, daß wir nicht allein auf der Welt wären. Und er redete von versunkenen Kontinenten und Jenseitsreichen. Er war ein sehr gebildeter Mensch, wissen Sie.«

»Ein Quatschkopf war er!« brummte der Dicke, und die anderen Zuhörer lachten. »Was weißt du denn schon?«

Bevor die beiden ihren großen Ehekrach anfangen konnten, stoppte ich sie. »Moment, jetzt mal im Klartext. Wissen Sie konkret, womit sich der Mann beschäftigt hat?«

»Nein.«

»Hat er jemals etwas von einer kleinen Figur mit einem Nashornkopf

erwähnt?«

»Auch nicht.«

»Haben Sie denn solche Wesen gesehen?« fragte ich weiter.

Die Frau nickte. »Wir allerdings nicht«, schwächte sie dann ab. »Wir haben davon gehört.«

»Ja, schon gut.«

Schritte ertönten auf der Treppe. Ich peilte an meiner korpulenten Zeugin vorbei und sah Suko die Stufen hochwetzen. Ich hob die Hand und winkte ab. »Alles klar, Alter.«

»Und?« Suko blieb neben mir stehen.

»Sage ich dir gleich.« Ich wandte mich an das nette Zeugenehepaar. »Dann danke ich Ihnen sehr, Madam. Und auch Ihnen, Mister. Sie waren mir beide eine große Hilfe.« Das tat ihnen gut und würde wahrscheinlich einen Streit von vornherein ausschließen.

Mit Suko ging ich in die Wohnung, wo der tote Rip Galewsky lag.

Neben der Leiche blieben wir stehen. »Mann«, flüsterte Suko, »das ist ein Ding. Was haben Sie mit dem armen Kerl gemacht, und wer war es?«

»Die zweite Frage kann ich dir beantworten«, erwiderte ich. »Es waren tatsächlich die Nashornmenschen.«

Suko starrte mich groß an. »Wirklich?«

»Ja.«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Wie ist das möglich?« fragte er leise.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht gibt uns das eine Erklärung«, erwiderte ich und holte die Zeitschrift hervor, die ich in der Schublade gefunden hatte. Rasch schlug ich den Artikel auf.

»Atlantis' Erbe ist unter uns«, buchstabierte Suko. Dann sah er mich an. »Sollten die Spuren wieder nach Atlantis führen?«

»Sieht so aus.« Ich räusperte mich und steckte die Zeitschrift wieder weg. »Darüber müßten eigentlich Myxin und Kara besser Bescheid wissen.«

»Wenn wir sie finden.«

Da hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Myxin und Kara hatten sich vor kurzem getroffen. Die Schöne aus dem Totenreich gehörte zu den Menschen, die die große Katastrophe von Atlantis überlebt hatten. Kara war schon einmal gestorben. Ihr Geist hatte das Totenreich durchwandert, und er war auch jetzt in der Lage, die Dimensionen zu durchdringen. Früher waren Myxin und sie Feinde gewesen, doch in der Gegenwart hatten sie sich zusammengetan, um gegen das Böse zu kämpfen. Sie bildeten ein Team, das unabhängig von uns gegen die Mächte der Finsternis antrat. Ich war froh darüber, daß der kleine Magier eine Aufgabe gefunden hatte, denn er wollte sich nicht so recht an uns binden, obwohl er die Schwarzblüter mit Asmodina an

der Spitze sehr haßte.

Ich zeigte Suko die Figur. »Die habe ich auch noch gefunden. Sie ist die erste Spur.«

Suko sah sich das Kleinod an und wog es in der Hand. »Ziemlich schwer, nicht?« Ich nickte.

»Und aus welchem Material besteht sie?«

Da mußte ich die Schultern heben. »Das werden unsere Chemiker herausfinden«, sagte ich.

»Klar.« Der Chinese gab mir die Figur wieder zurück.

Ich wandte mich zum Gehen und sagte: »Bleib du hier, während ich die Mordkommission alarmiere.«

Im Flur standen noch immer die Gaffer. Ich sah zwar die Neugierde auf ihren Gesichtern, aber es traute sich niemand, mich anzusprechen. Ich hätte auch keine Antworten gegeben. Meinen Bentley hatte ich in einer Nebenstraße abgestellt. Obwohl ich gar nicht lange unterwegs gewesen war, hatte sich auf dem Dach und den Scheiben schon eine Eisschicht gebildet. Der Winter meinte es besonders gut in diesem Jahr. Als ich beim Yard Bescheid sagte, stöhnten die Kollegen dort auf. Sie waren es gewohnt, von mir zu den unmöglichsten Zeiten aus dem Bereitschaftsdienst gerissen zu werden. Dämonen halten sich bekanntlich an keine Dienstordnung.

***

Obwohl die Wagen der Subway bis zum Bersten voll waren, machte es der alten Dame nichts aus, auch noch einzusteigen. Zwei Jugendliche, die sie provozierend angrinsten, musterte sie nur einmal scharf und räusperte sich kurz. Daraufhin wichen die beiden zur Seite.

Als eine junge Frau der älteren ihren Sitzplatz anbieten wollte, schüttelte diese dankend den Kopf. »Den nehme ich erst, wenn ich alt bin«, sagte sie.

Damit war eigentlich alles gesagt. Wer außer Miss Marple konnte schon so reden?

Nur eine. Mrs. Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, wie sie von ihren Freunden getauft worden war. Und das zu Recht.

Mrs. Goldwyn, dreifache Witwe, mit einem Haus in Mayfair, war an allem interessiert, was sich mit Spuk, Grusel und Horror beschäftigte. Sie hatte in ihrer Wohnung eine umfangreiche Bibliothek, wo es praktisch alles an Horrorliteratur gab, das auf der Welt verlegt wurde. Und diese Bibliothek erneuerte Sarah Goldwyn jedesmal, so daß sie immer auf dem aktuellsten Stand war. Ihr war keine Mühe zu groß. Oft trieb sie sich in alten Londoner Vierteln herum, wo es noch die Kramläden gab, in denen sie so manches Buch erstanden hatte. Aber sie fuhr auch die Flohmärkte ab, denn da hatte sie bisher die meisten Schätze gefunden. Nichts konnte sie davon abhalten. Weder Kälte,

Hitze, Regen noch Schnee. Zweimal im Monat, jeweils Samstags, war die Portobello Road, im Stadtteil Notting Hill, ihr Ziel, wo sie so manche Schätze fand. An jedem Samstag öffnete dieser bekannte Flohmarkt seine Pforten, der auch immer ein Anlaufziel für Touristen war.

Lady Sarah wollte diesem Flohmarkt ihren obligatorischen Besuch abstatten. Vielleicht fand sie wieder etwas für ihre Bibliothek, eine große Tasche trug sie jedenfalls bei sich, und auch ihren Spazierstock mit dem schweren Knauf hatte sie mitgenommen. Dieser Stock hatte es in sich. So mancher Schädel konnte davon ein Lied brummen.

Selbst bei den an Extravaganzen gewöhnten Engländern erregte sie Aufsehen. So manch heimlicher Blick streifte sie, den Lady Sarah wohl bemerkte, aber offiziell nicht zur Kenntnis nahm. Über 70 Jahre zählte sie. Und noch immer rüstig. Sie lief wie ein Uhrwerk. Das schon ergraute Haar hatte sie immer sorgfältig hochgesteckt. Ihr Gesicht zeigte zwar Falten, aber die Augen blickten hellwach und klar. Zudem hatte Lady Sarah ein Faible für Ketten. Manchmal hängte sie sich drei auf einmal um den Hals. Wenn man sie nicht sah, dann hörte man sie, wenn die Ketten gegeneinander klingelten.

An diesem Tag trug sie einen langen blauen Mantel, der mit einem Fellkragen besetzt war, denn auch tagsüber drückte in London die Kälte. Trotzdem hatte sich Lady Sarah auf den Weg gemacht. Das bewies, welch eine Energie in ihr steckte.

Während der Fahrt sprach sie kein Wort, sondern schaute stur geradeaus. An den Haltestellen drängten sich die Fahrgäste an ihr vorbei, andere stiegen zu, doch die meisten wollten zum Flohmarkt in der Portobello Road.

Als die Subway dort hielt, schoben sich die Menschen auf den Bahnsteig, wo andere standen, die schon eingekauft hatten. Vom kleinen Schrank über einen alten Spiegel bis hin zur Kaffeemühle und zum Buch, alles mögliche war dabei. Sarah Goldwyn ließ sich von der Menge treiben. Die dunkle Einkaufstasche hatte sie in die Armbeuge gehängt, und als es auf die Rolltreppe zuging, sah sie die beiden Kerle wieder, die ihr schon in der Bahn aufgefallen waren.

Sie standen direkt vor ihr und baggerten ein junges Mädchen an, das offensichtlich nichts mit ihnen zu tun haben wollte. Die Typen wurden frech und ließen ihre Finger dorthin gleiten, wo sie nichts zu suchen hatten.

Das sahen natürlich mehrere Zeugen, aber niemand wagte einzugreifen, bis auf Lady Sarah.

Sie stand eine Stufe hinter den Kerlen und dem jungen Mädchen.

Auf halber Höhe sprach sie die Typen an. »Sie sollten sich besser benehmen, meine Herren!«

Ihre Stimme klang scharf und war nicht zu überhören. Die Kerle

drehten sich um. Lady Sarah funkelte sie an.

»Halt du dich da raus, Oma«, sagte der erste. »Sonst bist du nach ihr an der Reihe.«

Lady Sarah wurde ein wenig blasser. Bei ihr ein Zeichen, daß sie sich ärgerte. »Sie werden unverschämt, junger Mann!« stellte sie sachlich fest und handelte.

So schnell, wie sie mit dem Knauf des Stocks zuschlug, konnte der Sprecher gar nicht reagieren. Es gab ein trockenes Geräusch, als der Stock gegen seine Stirn krachte. Der Bursche verdrehte die Augen und kippte langsam nach vorn. Lady Sarah wich zur Seite, damit der Knabe an ihr vorbeifallen konnte. Hinter ihr wurde er dann aufgefangen.

Die Hand des zweiten Mannes verschwand unter der Jacke. Daß er keinen Strohhalm hervorholen wollte, war klar. Lady Sarah machte kurzen Prozeß.

Wieder traf der Stockknauf den Kopf des jungen Mannes. Auch dieser Bursche überstand den Schlag nicht. Er meldete sich ab. Das junge Mädchen starrte die Horror-Oma an. »Sie haben…«, flüsterte sie.

»Genau, ich habe. Als ich noch so jung war wie Sie, hätte mir keine ältere Dame zur Seite zu stehen brauchen. Da gab es nämlich noch Kavaliere, die so etwas übernahmen, nicht wahr, meine Herren?« Lady Sarah sah sich mit blitzenden Augen um. Manch einer senkte betreten den Blick, wenn er sich angesprochen fühlte. Sie hatten das Ende der Rolltreppe erreicht. Lady Sarah nickte dem jungen Mädchen noch einmal zu und verschwand in der Menge.

Schon von hier waren die Buden und Stände zu erkennen. Der Flohmarkt war von einer imposanten Größe. Er war eine kleine Stadt für sich, und man konnte dort praktisch alles kaufen. Kleider, Töpfe, Haushaltsgeräte, alte Bücher, Zeitschriften, Möbel, viel Krimskrams, Porzellan, tausend Sachen, die an eine Zeit erinnerten, die längst vorbei war. Es herrschte ein unbeschreiblicher Trubel. Da gab es Händler, die ihre Waren lautstark anpriesen und sich für die Echtheit verbürgten. Andere sagten gar nichts, sondern hockten um wärmende Feuer herum und sahen zu, daß sie nicht festfroren. Die Stände, wo es heißen Tee gab, waren umlagert. Viele Eltern hatten ihre Kinder mitgenommen, die natürlich an altem Spielzeug interessiert waren.

Für all die Sachen hatte Lady Sarah keinen Blick. Sie kannte sich auf den Londoner Flohmärkten ausgezeichnet aus und wußte genau, wo wer seinen Stand aufgebaut hatte. Auch hier an der Portobello Road.

Die alte Dame umging den größten Trubel und hielt sich immer an der Südseite des Flohmarkts. Sie interessierte sich für die Ecke, wo die meisten Bücher verkauft wurden. Es gab inmitten des Flohmarkts ein kleines Karree. Dort standen die Händler, die alte Bücher und auch geheimnisvolle Schriften anboten. Nach einer Viertelstunde erreichte

Lady Sarah ihr Ziel. Besonders interessierte sie das große dunkle Zelt, in dem es immer gewisse »Schätze« zu finden gab.

Hier mußte sich die Lady ins Gewühl stürzen, aber sie wurde mit erstaunlicher Routine damit fertig. Sie schob sich an den wesentlich jüngeren Besuchern vorbei und stand schließlich im Innern des großen Zeltes.

Man kannte sie hier. Der Besitzer, er packte soeben eine Kiste mit Büchern aus, lächelte ihr zu. »Willkommen, Mrs. Goldwyn«, sagte er.

Die Horror-Oma blieb stehen. »Haben Sie etwas Neues zu bieten, Mr. McDaven?«

»O bestimmt. Aus einer Schloßbibliothek in Schottland sind einige Novitäten eingetroffen.«

»Und wo kann ich die finden?«

»Gehen Sie nur durch, Mrs. Goldwyn. Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein.«

»Danke sehr, Mr. McDaven.«

Lady Sarah wußte tatsächlich Bescheid. Wie immer hatte Mr. McDaven rechts und links der Zeltwände die langen Holztische aufgebaut. Dort bot er seine Bücher an. Da gab es Taschenbücher, aber auch dicke Wälzer, die zum Teil schon fünfzig und mehr Jahre alt waren. Vier Verkäufer – jeweils zwei an einer Seite – achteten darauf, daß niemand etwas stahl. Diese Bücher interessierten Lady Sarah nicht besonders, obwohl ihren scharfen Blicken nichts entging. Die meisten kannte sie vom Ansehen oder hatte sie zu Hause stehen, Neues war nichts dabei. Die Novitäten standen woanders.

Mrs. Goldwyn wußte auch, wo.

Am Ende war praktisch ein Zelt innerhalb des Zeltes aufgebaut.

Ein wesentlich kleineres mit einem flachen Dach und einer Sperrholztür. Hier hatten nur gewisse Leute Zutritt, zumeist Stammkunden. Ein Kontrolleur stand davor und fixierte jeden Kunden sehr sorgfältig. Auch hier war Lady Sarah bekannt. »Ich darf Sie recht herzlich begrüßen, Mrs. Goldwyn«, sagte der junge Mann.

Er hieß Paul McDaven und war der Sohn des Besitzers. Paul hatte schon die Figur seines Vaters, obwohl er erst zweiundzwanzig Lenze zählte. Ein wenig untersetzt, mit einem kugeligen Bauch und dem gleichen schwarzen Haar. Nur trug Paul es länger als sein Vater.

»Wie geht es Ihnen, Paul?« fragte Mrs. Goldwyn.

»Man schlägt sich durch.«

Die Lady drohte mit dem Finger. »Nun machen Sie mal nicht so auf Pessimist. Schließlich läuft das Geschäft ja ausgezeichnet.«

Paul verzog das Gesicht. »Aber mein Studium nicht.«

»Ja, Sie sollten sich mehr auf den Hosenboden setzen. Mein erster Mann, der große Lord habe ihn selig, hat das auch nie getan. Der ist dann Geschäftsmann geworden und hat an der Börse ein Vermögen

gemacht.« Lady Sarah untertrieb immer gern. »Das habe ich auch vor.«

»Dann strengen Sie sich mal an, Paul.«

»Ich werde mir Ihre Worte merken.« Paul hielt der älteren Dame die Tür auf, und Lady Sarah betrat ein Reich, das sie so ungeheuer liebte. Ihre Augen begannen zu strahlen, als sie die Regale sah, in denen die Bücher standen. Zwei unter der Zeltdecke hängende Lampen verbreiteten soviel Licht, daß man auch engbeschriebene Seiten lesen konnte.

Mit sachkundigem Blick hatte Mrs. Goldwyn erkannt, wo die Novitäten standen. Außer ihr befand sich nur ein Kunde in dem kleinen Zelt. Es war ein Mann. Er wandte der Lady allerdings den Rücken zu, so daß sie nicht sehen konnte, wie er aussah. Lady Goldwyn trat an das Regal. Die obersten drei Fächer waren mit den neuen Büchern vollgestellt. Die ältere Dame mußte schon auf die kleine Fußbank klettern, um die Schrift auf den Buchrücken entziffern zu können. Sie begann zu lesen.

Die Bücher beschäftigten sich mit dem schottischen Hochadel des Mittelalters. Meist Familienchroniken, mit denen die Lady wenig anfangen konnte. Obwohl sie ziemlich begütert war, achtete sie doch auf den Cent. Für diese Preise wollte sie die Bücher nicht erwerben. Es waren allesamt Erstauflagen, und sie stammten aus dem letzten Jahrhundert, wo Chronisten die Geschichten der Familien niedergeschrieben hatten. Nein, da war nichts dabei.

Lady Sarah betrat wieder den Boden und wandte sich seinem Tisch zu, auf dem zwar einige Bücher lagen, aber auch andere Dinge wie ein kleines Kästchen aus Mahagoniholz, dessen Deckel eine wertvolle Intarsienarbeit zeigte.

Der Kasten interessierte die Lady. Sie nahm ihn vorsichtig hoch und betrachtete ihn. Ihrer Meinung nach stellte er einen Schmuckkasten dar. Der Verschluß war kunstvoll gefertigt, und Sarah Goldwyn gelang es nur nach einigen Probeversuchen, ihn zu öffnen.

Sie hob den Deckel an.

Überrascht stellte sie fest, daß der Kasten nicht leer war. Auf dem Boden lag eine kleine Figur, etwa so lang wie ein Finger. Mrs. Goldwyn hob die Figur aus dem Kasten. Sie war überrascht, wie schwer dieser Gegenstand in ihrer Handfläche lag. Der mußte aus Eisen oder einer Legierung bestehen. Noch mehr allerdings wunderte sie sich über das Aussehen der Figur. Der kleine Körper hatte eine menschliche Form, doch sein Gesicht stach davon völlig ab.

Es war eine regelrechte Fratze und erinnerte Lady Sarah an den Schädel eines Nashorns.

Deutlich war das Horn zu sehen, das hervorstach. Sogar die kleinen Augen erkannte sie, wie auch das unter dem Horn sitzende breite Maul. Seltsam, diese Figur. Wo kam sie her?

Lady Goldwyns Interesse war geweckt. Solch eine Figur hatte sie noch nie gesehen, vor allen Dingen faszinierte sie das Gesicht, das auch im Kleinen von seinem Schrecken nichts verloren hatte. Ja, es war ein schrecklicher Ausdruck, und als die Lady das Horn mit der Fingerspitze berührte, da fühlte sie, wie spitz es war. Fast hätte sie sich geritzt.

Mrs. Goldwyn zählte zu den wenigen Personen, die merkten, wenn etwas Unheimliches in der Luft lag. Durch ihr vieles Lesen hatte sie einen sechsten Sinn entwickelt. Und diese Figur war gefährlich, das konnte Sarah Goldwyn spüren. Irgend etwas stimmte da nicht.

Lady Sarah hielt die Augen halb geschlossen, als sie die Figur anschaute. Sie schien auf eine Bewegung zu lauern, doch da tat sich nichts. Ruhig lag der Fund in ihrer Hand. Lady Goldwyn hatte sich entschlossen, die Figur zu kaufen. Sollte es um sie ein Geheimnis geben, wollte sie es herausfinden. Ihre Neugierde war geweckt.

Sie wollte sich umwenden und befand sich schon halb in der Bewegung, als sie neben sich einen Schatten wahrnahm. Lady Sarah, nicht sehr groß, hob den Blick. Der Mann stand neben ihr!

Und sein Arm fuhr nach unten, wobei seine Hand blitzschnell das rechte Gelenk der alten Dame umklammerte. Mrs. Goldwyn holte tief Luft. Sie wollte etwas sagen, sich beschweren, als ihr das Wort buchstäblich im Halse steckenblieb, denn sie hatte in das Gesicht des Mannes geschaut. Das war kein Gesicht mehr. Der Mann hatte einen Nashornkopf!

***

Man konnte die alte Dame nicht so leicht schocken. Doch diesen Anblick verkraftete sie nur schwer.

Da stand ein bis zum Hals völlig normaler Mensch vor ihr, der jedoch kein Gesicht, sondern einen Nashornkopf hatte. Ein Monster…

Sekundenlang war die alte Dame nicht fähig, sich zu rühren. Sie hielt sogar den Atem an und schaute in die kleinen, tückisch funkelnden Augen. Dann riß das Monster an ihrer Hand, es wollte die kleine Figur haben, doch Lady Sarah ließ sie fallen, so daß sie mit einem dumpfen Ton auf dem Bretterboden landete. Das Monster stieß einen schnaufenden Laut aus und bückte sich. Dabei wollte es nach der Figur fassen, doch nun bewies die alte Dame ihre Cleverneß.

Bevor die Pranke zupacken konnte, schob sie mit der Spitze des Stocks die kleine Figur unter das Regal und damit in die Ecke des Zeltes, wo sie irgendwo zwischen den Ritzen des notdürftig zusammengehämmerten Bodens verschwand. Gleichzeitig sprang Mrs. Goldwyn zurück und begann zu schreien.

Das Monster richtete sich auf.

Paul McDaven, der junge Mann, riß die Tür auf und sprang über die

Schwelle. Er erlitt einen Schock.

Seine Augen weiteten sich, doch bevor er schreien konnte, drückte ihn die Horror-Oma wieder zurück. Sie befürchtete, daß dieses Monster Paul und sie umbringen würde. Doch der Unheimliche warf sich auf dem Absatz herum und lief auf die Zeltwand zu. Mit seinem Horn schlitzte er sie auf. Der Stoff riß und knirschte.

Im nächsten Augenblick tauchte der Unheimliche in die entstandene Lücke und war verschwunden.

Lady Sarah Goldwyn atmete auf. Sie sah den leichenblassen Paul McDaven an, dessen stierer Blick die alte Dame zum Lachen reizte.

»Nun kommen Sie mal wieder zu sich, junger Mann.«

»Was – was – war das?«

»Ein Monster«, erwiderte die Horror-Oma kühl. »Haben Sie noch nie ein Monster gesehen?«

»Ooohhh nein«, stöhnte Paul. »Ich werde wahnsinnig. Ich drehe durch, ehrlich.« Er raufte sich die Haare.

»In Ihrem Alter hatte ich bessere Nerven.« Ein leichter Vorwurf schwang in Lady Sarahs Stimme mit. Einige Kunden hatten gemerkt, daß etwas nicht stimmte. Sie traten näher. Sarah Goldwyn beruhigte sie. »Es ist alles in Ordnung, Ladies and Gentlemen, keine Panik.« Lady Sarah lächelte so offen und ehrlich, daß man ihr die Worte auch abnahm. Sie wandte sich wieder an Paul. »Wollen Sie nicht mit hineingehen? Ich habe da etwas verloren.«

Der junge McDaven blickte sie an. »Ich? Da hinein? Auf keinen Fall, meine Liebe. Nicht für alles Geld der Welt. Wenn dieses Biest nun wieder auftaucht, dann bin ich…«

»Es ist weg.«

»No, ohne mich.«

»Dann gehe ich allein.« Lady Sarah gab sich einen Ruck und betrat das kleinere Zelt, wobei sie demonstrativ die Holztür hinter sich zuzog. Ein wenig komisch war ihr schon, aber das konnte sie vor dem jungen Mann nicht zugeben.

Sie rekapitulierte. Sie hatte an dem kleinen Tisch gestanden, das Kästchen geöffnet, die Figur herausgenommen, und dann war das Monster erschienen. Blitzschnell…

Und es war wieder verschwunden. Noch immer klaffte der große Spalt in der Leinwand. Die Horror-Oma wunderte sich nur, daß keiner der Besucher das Monster gesehen hatte. Anscheinend hatte es sich wieder in einen normalen Menschen verwandelt. Sarah Goldwyn warf einen Blick durch die Lücke. Nichts zu sehen. Das Monster war und blieb verschwunden. Es schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Aber die kleine Figur, die hatte es liegenlassen.

»Da muß man auf seine alten Tage noch auf dem Boden herumrutschen«, beschwerte sich die Lady, ging in die Knie, bewegte

sich dorthin, wo sie die Figur ungefähr vermutete. Sie hatte ihr einen ziemlich harten Stoß gegeben.

Neben dem Tisch kroch die Lady entlang und glitt so auf die Zeltwand zu, wo der Holzboden dicht davor aufhörte. Und genau dahinter war die kleine Figur gefallen. Lady Sarah tastete mit den Fingern und fühlte sie.

»Wer sagt's denn?« Sie nahm die Figur an sich und kroch wieder den Weg zurück.

Da ging die Tür auf. Bevor sich die Horror-Oma umdrehen konnte, hörte sie die Stimme des alten McDaven.

»Aber Mrs. Goldwyn, sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen? Sie können doch nicht auf dem Boden herumkriechen. Dazu noch in Ihrem Alter.«

»Ein anderer war ja nicht da, der mir helfen konnte. Bitte, seien Sie doch so gut.«

»Gern, natürlich.« Lächelnd ließ sich Lady Sarah hochhelfen. Sie gab sich immer ein wenig schwächer, als sie war. Dann konnte sie sich immer köstlich über ihre Mitmenschen amüsieren.

Schließlich stand sie und wischte mit beiden Händen ihren Mantel ab. »Danke, Mr. McDaven, daß Sie so nett waren und mir geholfen haben.«

»Was haben Sie denn dort am Boden zu suchen gehabt, wenn ich mir mal die Frage erlauben darf?«

»Sie dürfen, mein Lieber, Sie dürfen.« Lady Sarah öffnete ihre rechte Hand.

McDaven schaute auf die Figur. »Deswegen sind Sie auf dem Boden herumgerutscht?«

»Ja.«

»Was wollen Sie denn damit?«

»Die Figur kaufen.«

McDaven begann zu lachen. »Das ist komisch«, sagte er. »Dafür habe ich gar keinen Preis gemacht. Wissen Sie, die lag in dem Kästchen. Wenn Sie das auch noch mitnehmen würden, dann würde ich Ihnen die Figur glatt schenken.«

»Sie sind ein raffinierter Fuchs«, sagte die Lady. »Geschäftsmann durch und durch. Was soll das Kästchen denn kosten?«

»Hundertzehn Pfund.«

»Was? Ich will doch nicht das Zelt kaufen.«

McDaven drehte sich einmal im Kreis. Lady Sarah kannte das Spiel. Sie führten es jedesmal auf. »Wie lange kaufen Sie schon bei mir?« fragte der Mann plötzlich.

»Zwei Jahre bestimmt.«

»Gut, Mrs. Goldwyn. Nur weil Sie eine so treue Kundin sind, gebe ich Ihnen dieses Kästchen mit seinem Inhalt für hundert ganze Pfund.

Sind Sie damit einverstanden?«

»Ja.«

»Gut, aber Sie machen mich damit nicht glücklich.«

»Ein glücklicher Geschäftsmann hat entweder seine Kunden betrogen oder steht dicht vor der Pleite«, konterte die alte Dame. »Ich kenne euch Bäckerburschen.« Sie holte aus ihrer alten Geldbörse ein paar Scheine hervor. »Keine Quittung, Mr. McDaven, dann brauchen Sie auch dem Finanzamt nichts zu sagen.«

»Danke sehr.« Blitzschnell ließ der Mann das Geld verschwinden.

»Trinken Sie noch ein Täßchen Tee?«

»Nein, danke, ich habe es eilig.«

»Wie Sie wollen. Aber eine Frage hätte ich noch.«

»Bitte.«

McDaven beugte sich vor, als hätte er Angst, daß jemand mithören konnte. »Mein Sohn erzählte mir da, daß er ein Monster hier im Zelt gesehen hätte.«

»Ein Monster?«

»Ja, wirklich. Ich habe immer geglaubt, daß der nur 'ne kleine Macke hätte, aber die scheint sehr groß geworden zu sein.«

»Schauen Sie sich um«, sagte Mrs. Goldwyn. »Sehen Sie hier ein Monster?«

»Nein.« Der Mann blickte tatsächlich in die Runde. »Nein, ich sehe nichts.«

»Na bitte.«

»Allerdings frage ich mich, wie der große Riß in die Zeltwand kommt.«

»Ja, Mr. McDaven, das genau frage ich mich auch schon die ganze Zeit.« Die Horror-Oma hob ihren Stock und tippte McDaven die Spitze gegen die Brust. »Sie sollten mehr Wert auf die Instandhaltung Ihres Zeltes legen, sonst kann es passieren, daß Sie plötzlich irgendwelchen ungebetenen Besuchern gegenüberstehen.«

Mit diesen Worten ließ sie den Mann allein, der sprachlos auf die Öffnung starrte.

Sarah Goldwyn hatte es plötzlich sehr eilig. Das Monster existierte ebenso wie die Figur. Und dafür interessierte sie sich nicht allein, denn bestimmt würde auch ein junger Mann daran Interesse haben, den sie sehr gut kannte.

Dieser Mann hatte schon zweimal mit ihr zusammengearbeitet, er war Oberinspektor bei Scotland Yard und hieß mit vollem Namen John Sinclair…

***

Eigentlich hatte ich das Wochenende ja auf eine angenehmere Art und Weise verbringen wollen, aber da war mir am Freitag dieser

verdammte Fall in die Quere gekommen. Menschen mit Nashornköpfen.

Ein Unding an sich, aber eine Tatsache, denn ich hatte sie selbst gesehen.

Also tigerte ich am Samstag ins Yard Building und begab mich sofort in das Labor.

Hier unten im Keller hausten unsere schlauen Köpfe. Die Chemiker, Physiker und Metallurgen. Sie arbeiteten mit den modernsten Geräten. Die Lasertechnik war ihnen ebenso geläufig wie die Anwendung der Spektralanalyse.

Natürlich kannte man mich hier. Aber wie immer war man nicht begeistert, als ich auftauchte.

»Sinclair!« hörte ich das Stöhnen. »Das bedeutet Arbeit.«

»Und wie!« sagte ich.

Mein Gesprächspartner war Dr. Flynn, ein alter Stratege, dem so leicht nichts mehr vorzumachen war. Ihm drückte ich die Figur in die Hand. »Können Sie mir sagen, aus welchem Metall das Zeug besteht?«

Dr. Flynn setzte sich eine Brille auf die lange Nase. »Wollen Sie das nur so wissen, oder soll ich eine Analyse durchführen?«

»Letzteres wäre sicherer.«

»Klar.« Er sah sich die Figur an, wog sie wie ich in der Hand und schüttelte den Kopf. »Auf Anhieb kann ich Ihnen da wirklich nichts sagen. Sieht aus, als wären da Einschlüsse von Chrom oder Nickel. Kann auch Eisen sein.«

»Wie lange dauert denn eine Untersuchung?« erkundigte ich mich.

»Warten Sie eine halbe Stunde. Ich lasse ein Spektrogram anfertigen.«

»Danke.« Der Wissenschaftler verschwand kopfschüttelnd.

Vielleicht stand er zum erstenmal in seinem Leben vor einem unlösbaren Rätsel. Ich war sehr gespannt.

Um die Wartezeit zu überbrücken, holte ich die Zeitschrift hervor, die ich in der Schublade gefunden hatte. Den Artikel hatte ich zwar schon gelesen, aber ich wollte ihn mir noch einmal zu Gemüte führen.

Der unbekannte Schreiber berichtete von einem atlantischen Erbe, das auf dieser Welt zu finden wäre. Aber nicht nur eins, sondern mehrere Erbteile, die nur verschüttet waren, aber langsam ans Licht der Öffentlichkeit drangen. Das Erbe dieses versunkenen Kontinents faßte auf der Welt Fuß und breitete sich aus, man mußte es eben nur zu finden wissen. Unter anderem hatte es im alten Atlantis Hunderte von Sekten und Religionen gegeben. Die Menschen hatten Götter angebetet, Dämonen und Monster. Sie waren auch nicht alle Menschen in unserem Sinne. Der Schreiber berichtete da von Vogelmenschen, von Echsenmenschen und anderen Kreaturen. Auch auf die Nashornmenschen kam er zu sprechen. Sie waren eine besonders aktive Gruppe und hatten in einem tiefen Tal, umgeben von

himmelstürmenden Bergen, gelebt. Dort beteten sie ein Tier an, das sie Chiimal nannten. Dieser Chiimal schien Ähnlichkeit mit dem auf unserer Erde hausenden Nashorn zu haben, wenigstens dem Beschreiben nach. Er hatte ein großes Horn, aber darüber einen regelrechten Kranz aus kleinen Hörnern. Chiimal war ungeheuer gefährlich und verlangte nach Opfern. Damit die Anhänger dieser Bestie bewiesen, wie treu sie ihr ergeben waren, ließen sie abbildgetreue Statuen nachbilden, die sie mit dem Blut des Götzen füllten. Diese Statuen waren der Beweis für ihre Treue, und wer sie besaß, würde immer den Kontakt zu dem großen Geist Chiimals halten. Atlantis versank und mit ihm Chiimal. Aber irgendwie mußte es jemandem gelungen sein, das Erbe Chiimals zu finden, denn plötzlich tauchten die Figuren wieder auf und auch die Menschen, die Chiimal anbeteten. Sie waren auf der Suche nach ihrem Götzen und würden ihn irgendwann finden. Wo sich der Götze befand, das stand in dem Artikel nicht zu lesen.

Ich klappte die Zeitschrift wieder zu und zündete mir eine Zigarette an. Von Chiimal hatte ich noch nie etwas gehört. Wo konnte dieser Götze nur stecken? Daß der Bericht nicht an den Haaren herbeigezogen war, hatte ich aus eigener Anschauung erlebt. Es war nur die Schwierigkeit, die Spur weiter zu verfolgen. Ich war sehr gespannt, was die Analyse brachte. Daß Blut des Götzen in dieser Figur verarbeitet worden war, hatte ich ja gelesen, aber aus welch einem Material bestand die Figur dann noch? Für mich hieß es abwarten.

Schließlich kam Dr. Flynn. Ich wollte ihn sofort fragen, sah aber seinem Gesicht an, daß er mir keine Antwort geben konnte. Er nahm die Brille ab und fuhr mit allen zehn Fingern durch sein braunes Haar. »Ehrlich gesagt, ich bin ratlos, Mr. Sinclair.«

»Wieso?«

»Mit der Analyse kommen wir nicht zurecht. Wollen Sie selbst sehen?«

»Gern.«

Ich betrat zusammen mit Dr. Flynn den Laborraum, in dem zwei andere Mitglieder ratlos herumstanden und auf die zahlreichen Apparaturen starrten, als könnten sie diese hypnotisieren. Dr. Flynn führte mich zu einem kleinen Monitor, wo ich ein Spektrogram sah.

»Das ist ein Vergleichsbild«, erklärte er mir den komplizierten Vorgang möglichst einfach. »Sie sehen hier zahlreiche Linien, die sich vom ultravioletten Bereich bis hin zum Infrarotbereich hinziehen. Wir haben da praktisch alle chemischen Elemente erfaßt, und jedes Element hat seine eigene Linie. Manche tauchen mehrmals in den verschiedensten Wellenlängenbereichen auf. Wenn ich nun einen Stoff untersuche, müßte dessen Spektrum unter unserem Vergleichsbild zu

sehen sein. Wenn sich dann Linien decken, kann man sagen, das und das Element ist in der Probe vorhanden. Doch was sehen Sie hier?«

»Nichts.«

»Genau, Mr. Sinclair. Sie sehen nichts. Das ist es, was uns aus der Bahn wirft.«

»Mit anderen Worten: Die von mir mitgebrachte Probe hat kein eigenes Spektrum.«

»Genau, so sieht es aus.«

»Und was kann man daraus folgern?« fragte ich.

»Daß in Ihrer Probe Elemente vorhanden sind, die auf der Erde nicht bekannt sind.«

Das war ein Hammer. Aber so überrascht war ich gar nicht. Ich war einiges gewohnt.

»Sie sind ganz sicher?«

»Ja. Es sei denn, daß es Elemente sind, die im nicht sichtbaren Bereich liegen. Doch das herauszufinden bedeutet sehr viel Arbeit.«

»Für die Sie jetzt keine Zeit haben«, vollendete ich.

»Nein, nein.« Der Wissenschaftler wich diplomatisch aus. »Sie werden bestimmt nicht so lange warten können.«

»Kann ich die Figur trotzdem noch einmal sehen?« erkundigte ich mich.

»Natürlich.«

Das Labor war ziemlich groß. Wir begaben uns in einen anderen Teil und durchquerten es in der Breite. Dort stand das Spektrometer, in das die Probe eingeklemmt war. Sie lag unter Verschluß.

Dr. Flynn mußte erst die Tür eines kleinen Sichthäuschens zur Seite schieben, um an das Stück zu gelangen.

Er nahm es aus der Verspannung – und schrie im selben Moment auf. Plötzlich sah ich, wie die Figur zwischen seinen Fingern anfing zu qualmen, als wäre sie in diesen Augenblicken glühend heiß geworden. Von allen Seiten rannten die Kollegen herbei, nur reagierten sie nicht so, wie es sein sollte.

Ich schlug Flynn auf die Finger.

Die Figur fiel zu Boden. Auf den dunkelroten Fliesen blieb sie liegen.

Aber ich hütete mich, sie anzufassen, und riet den Kollegen, aus dem unmittelbaren Bereich zu verschwinden, was sie auch schnell taten.

Ich aber blieb bei der Figur und sah sie nur genau an.

Sie war auf den Rücken gefallen, und deutlich konnte ich das kleine Gesicht erkennen.

Aus den Augen stieg Rauch.

Es waren ätzende, grüngraue Wolken, die sofort einen Nebel über der Figur bildeten, wo er sich langsam ausbreitete und wie ein Teppich in der Luft stehenblieb.

Hinter mir vernahm ich die aufgeregten Stimmen der Kollegen.

Sie beobachteten aus der Distanz, was geschah. Ich blieb mit der Figur allein.

Noch immer strömte der Nebel aus den beiden Augen.

Allerdings nicht mehr so stark wie zuvor. Nur noch intervallweise stießen die Augen die kleinen Rauchwolken aus. Abermals nahm ich den Geruch wahr, den auch das Innere des Wagens ausgeströmt hatte. Und abermals erinnerte er mich an ranzige Butter, die mir den Magen hochtrieb. Ich schluckte dagegen an und konzentrierte mich auf die Figur. Sicherheitshalber hielt ich das Kreuz griffbereit, denn sollten der Nebel oder die Figur mich angreifen, würde ich gewappnet sein. Ich wartete ab.

Seltsamerweise wallte der Rauch nicht auf und nieder, wie es bei einem normalen Nebel der Fall war, sondern er bildete in der Luft stehend ein Rechteck, das mich in seiner Farbe irgendwie an einen Monitor erinnerte, der an den Seiten flimmerte. So war es auch hier.

Die Ränder befanden sich in zitternder Bewegung, aber auch in der Mitte tat sich etwas. Ein Bild erschien.

Ein rötlicher Himmel, der sich über eine trostlose Wüstenlandschaft spannte. Zuerst sah das Bild völlig leer aus, doch dann erschienen zwei Gestalten. Ein Mann und eine Frau.

Die Frau war bis auf einen knappen Lendenschurz nackt, hatte dunkles Haar und um die Stirn einen goldenen Reif gebunden, von dem tropfenförmige, ebenfalls goldene Perlen herabhingen und sich im Haar der Frau verfingen.

Der Mann trug auch nur einen Lendenschurz, allerdings mit einem breiten Gurt, an dem ein Schwert befestigt war, dessen Griff aus einer Scheide ragte. In der Linken hielt der Mann eine Lanze, während die Finger seiner Rechten die Hand der braunhaarigen Frau umklammert hielten.

Beide rannten und wandten mir, dem Betrachter, den Rücken zu.

Der Mann war überaus muskulös. Ein wahrer Kämpfer und Hüne.

Sein blondes Haar war fast so lang wie das der Frau, und es flatterte im Wind.

Plötzlich tauchte vor den beiden ein gewaltiges Ungeheuer auf.

Es erhob sich aus dem Wüstensand, ein riesiger Schädel mit einem gewaltigen Horn versehen und einem Kranz aus weiteren Hörnern um den Kopf geschwungen. Die Augen glühten in einem düsteren Rot, aus dem Maul drangen gewaltige Atemwolken. Das war Chiimal.

Für mich gab es keinen Zweifel, und die beiden Menschen liefen genau auf das Monster zu.

Als sie es dann in seiner vollen Größe sahen, stoppten sie. Die Frau verkroch sich ängstlich hinter den Rücken des Mannes und sah zu, wie ihr Beschützer dem Monster furchtlos entgegentrat, wobei er den linken Arm hob.

Wie ein Streichholz wirkte die Lanze im Gegensatz zu der riesigen Gestalt des Monsters.

Der Recke schleuderte seine Waffe – und da verlöschte das Bild.

Ich konnte nicht mehr erkennen, ob er Chiimal getroffen hatte.

Wieder sah ich nur die matte graue Fläche, die an den Rändern seltsam zitterte.

Doch nur für wenige Sekunden. Dann bewegte sich die Fläche und wurde von den Augen der kleinen Figur wieder aufgesaugt.

Ich hatte die beiden Menschen nur von hinten gesehen, doch wenn mich nicht alles täuschte, glaubte ich Kara, die Schöne aus dem Totenreich, erkannt zu haben.

Wenig später lag nur noch die Figur vor mir auf dem Boden. Und sie sah völlig harmlos aus. Ich faßte sie an.

Auch normal. Nicht zu heiß, nicht zu kalt. Sie hatte die Temperatur, die sie auch gehabt hatte, als ich sie in der Schublade des alten Tisches fand. Ich richtete mich auf.

Sprachlos starrten mich die Wissenschaftler an. So etwas hatten sie noch nicht erlebt.

»Wie ist das möglich?« erkundigte sich Dr. Flynn mit tonloser Stimme.

Ich hob die Schultern. »Wenn ich Ihnen sage, daß es Schwarze Magie gewesen ist, würden Sie mir das glauben?«

»Vielleicht.« Ich lächelte. »Wahrscheinlich nicht.«

»Es ist auch schwer.«

»Eben.«

»Und was wollen Sie jetzt tun?«

Ich ließ die kleine Figur wieder in meiner Tasche verschwinden.

»Nachforschen, woher sie stammt.«

»Aber die Analyse…«

»Ist jetzt unwichtig, lieber Doktor. Sie werden wahrscheinlich nichts herausfinden, weil die Figur allem Anschein nach nicht von dieser Welt stammt.«

»Nicht von dieser Welt?« Dr. Flynn schaute sprachlos in die Runde. »Woher dann?«

»Vielleicht aus dem alten Atlantis«, sagte ich. »Möglich ist alles, meine Herren.«

»Ja, das scheint mir auch so«, sagte der Physiker. Ich verabschiedete mich und ließ ratlose Naturwissenschaftler zurück, die an der Physik zweifelten. Mein Plan stand längst fest. Ich mußte unbedingt wissen, wer diesen Artikel geschrieben hatte. Der Mann konnte mir unter Umständen mehr über die Herkunft der Statue mitteilen.

In meinem Büro ließ ich mich hinter dem Schreibtisch nieder. Es war ruhig, und ich glaubte, noch einen letzten Duft von Glendas Kaffee zu riechen.

Aus dem Impressum erfuhr ich, daß der Verlag in New York seinen Sitz hatte. Die Telefonnummer war auch angegeben. Über das Atlantikkabel versuchte ich, New York zu kriegen. Es war gar nicht so einfach, aber schließlich stand die Verbindung. Weit entfernt hörte ich eine Stimme. Und nun verfluchte ich es, daß wir Samstag hatten. Ich hatte irgendeinen Nachtwächter oder was weiß ich an der Strippe. Den konnte ich ja nun nicht fragen, aber ich brachte ihn soweit, daß er mir die Adresse des Verlegers verriet. Den rief ich an.

Diesmal klappte die Verbindung besser. Der Verleger, Walter Bryant mit Namen, war zu Hause. Und er zeigte sich überrascht, aus London und dazu noch von Scotland Yard angerufen zu werden.

»Habe ich was verbrochen?« lachte er.

»Nein.« Dann erklärte ich ihm mein Problem.

»Ach, den Artikel meinen Sie. Natürlich weiß ich, wer ihn geschrieben hat. Julio Valdez, einer meiner besten Reporter.«

»Kann ich seine Telefonnummer haben?«

»Wieso?«

»Ich möchte ihn anrufen.«

»Das verstehe ich schon. Aber Valdez ist nicht zu Hause. Er ist vorgestern nach London geflogen.«

»Was?«

»Ja, er steckt bei Ihnen. Wußten Sie das nicht?«

»Nein.«

»Da hätten Sie sich das Gespräch sparen können. Rufen Sie im Hilton an. Dort wollte er absteigen. Aber sagen Sie mal, worum geht es eigentlich, Mr. Sinclair? Da scheint sich ja was zusammenzubrauen.«

Ich hatte nicht vor, dem Verleger alles unter die Nase zu binden, deshalb wiegelte ich ab. »Es geht mir wirklich nur um den Artikel, Mr. Bryant.«

»Das glaube ich Ihnen zwar nicht, aber ich werde meinen Reporter fragen. Alles Gute für Sie.« Dann war die Verbindung unterbrochen. Ich starrte auf den Hörer. Die Informationen mußte ich erst einmal verdauen.

Julio Valdez hieß also der Mann, der den Artikel geschrieben hatte. Und dieser Valdez befand sich in London. Er wohnte im Hilton.

An Zufall wollte ich dabei nicht glauben. Valdez schien irgend etwas mit der Sache zu tun zu haben. Vielleicht steckte er sogar mit drin.

Das jedoch waren nur Vermutungen. Beweise hatte ich nicht, aber ich wollte mit Valdez reden.

Die Nummer hatte ich schnell herausgefunden. Die stets verbindliche Stimme eines Hilton-Angestellten schallte mir entgegen, und ich fragte nach Mr. Valdez.

»Einen Moment, Sir. Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Ich mußte warten, hörte es ein paarmal knacken und dann wieder die

Stimme des Mannes.

»Es tut mir außerordentlich leid, Sir, aber Mr. Valdez ist leider nicht zu sprechen.«

»Ist er abgereist?«

»Nein, aber nicht im Hause.«

»Danke sehr.«

Valdez war also unterwegs. Aber wie sollte ich einen Mann in London finden, von dem ich nur seinen Namen kannte, nicht aber sein Aussehen? Unmöglich.

In diesem Moment meldete sich das Telefon. Überrascht hob ich ab und war noch überraschter, als ich die Stimme einer alten Freundin hörte.

»Hallo, Lady Sarah«, rief ich. »Das ist ein Ding. Was verschafft mir die Ehre Ihres Anrufs?«

»Mr. Sinclair. Nach einigem Hin und Her habe ich Sie endlich erreicht. Darf ich Ihnen einen Besuch abstatten?«

»Selbstverständlich, Mrs. Goldwyn. Im Prinzip schon. Nur habe ich im Augenblick…«

»Sie arbeiten an einem Fall!«

»Ja.«

»Ich ebenfalls. Um mit Ihnen ein Schäferstündchen zu verbringen, hätte ich Sie nicht angerufen«, sagte die Horror-Oma. Ich mußte grinsen, wie sie das brachte. »Ich habe wirklich eine sehr seltsame Sache erlebt. Haben Sie schon mal Nashornmenschen gesehen, Mr. Sinclair?«

Ich war wie elektrisiert. »Natürlich habe ich davon gehört, Mrs. Goldwyn. Soll ich zu Ihnen kommen, oder wollen Sie…«

»Keine Panik, John Sinclair, ich komme. Und benehmen Sie sich, wenn ich beim Yard bin. Sie wissen ja, ich bin eine Dame!« Die Lady räusperte sich und legte auf.

Ich lachte. Diese Horror-Oma hatte ich in mein Herz geschlossen.

Obwohl wir erst zweimal miteinander gearbeitet hatten, waren wir uns doch auf Anhieb sympathisch gewesen. Daß sie jetzt wieder über einen Fall gestolpert war, konnte man als typisch bezeichnen.

Lady Sarah hatte eben ein Faible für Horrorfälle. Und nicht nur das, sie schien auch eine magische Anziehungskraft zu besitzen.

Ich lächelte vor mich hin. Hätte ich allerdings gewußt, was sich da, zusammenbraute, wäre mir das Lächeln vergangen…

Lady Sarah rief ein Taxi an.

Sie hatte immer ihren bestimmten Unternehmer. Dort in der Zentrale erkannte man sie schon an der Stimme. »Geht in Ordnung, Mrs. Goldwyn, wir schicken Ihnen einen Wagen. Dauert vielleicht zwei Minuten.«

»Ich kann warten.«

Lady Sarah zog sich an. Sie schlüpfte wieder in ihren Mantel und nahm die dunkle Handtasche, ein Erbstück ihrer Mutter, das auch sie bestimmt noch überleben würde. Aus solch gutem Material war die Tasche hergestellt. So etwas gab es heutzutage nicht mehr zu kaufen.

Mrs. Goldwyn hatte den Mantel soeben zugeknöpft, als der Wagen vor ihrer Haustür hielt.

Rasch verließ Lady Sarah die Wohnung, durchquerte den kleinen Vorgarten und sah den Fahrer, der ihr bereitwillig die Tür offenhielt.

»Ah, Sie fahren mich heute, Ted?«

»Sehr wohl, Madam.« Ted schlug die Tür zu, nachdem sich Lady Sarah in den Fond gesetzt hatte. Sie kannte die meisten Fahrer persönlich. Schließlich war sie Stammkunde. »Wo soll's denn hingehen?«

»Zu Scotland Yard.«

»Oh.« Der Fahrer drehte den Schlüssel. »Wollen Sie mal die berühmte Polizeianstalt besichtigen? Das kann man ja wohl am Wochenende, wie ich weiß.«

»So ungefähr.«

»Dann viel Vergnügen.«

Als der Fahrer startete, setzte sich gleichzeitig ein anderer Wagen in Bewegung.

Es war ein Japaner, ein weinroter Toyota. Dieser Wagen nahm die Verfolgung des Taxis auf.

Lady Sarah wohnte in Mayfair, dort, wo London noch seine alte Atmosphäre aufwies. Die hohen, vornehmen Häuser, die alten Villen in den kleinen Parks, ruhige Straßen, viel Baumbestand. Hier ließ es sich leben.

Sie fuhren in Richtung Hyde Park Corner, wo der Hyde Park und der Green Park praktisch zusammenliefen. Letzteren durchquerten sie auf der Wellington Constitution Hill und sahen links den Buckingham Palace liegen. Den passierten sie und bogen in die Buckingham Palace Road ein, die an der Victoria Station vorbeiführt. Aber so weit brauchten sie nicht. Vorher bogen sie schon in die Victoria Street ein, in der das Gebäude von New Scotland Yard liegt.

Der Toyota blieb immer hinter ihnen.

Mal ließ er drei oder vier Fahrzeuge dazwischen, dann nickte er wieder näher auf. Aber der Fahrer des Wagens ließ das Taxi nie aus den Augen.

Nicht umsonst beschäftigte sich Lady Sarah Goldwyn mit allem, was nach Horror und Kriminalistik roch. Sie war auch eine große Anhängerin der Krimifigur Miss Marple. Und was der aufgefallen wäre, fiel Lady Sarah ebenfalls auf. Sie wurden verfolgt.

Mrs. Goldwyn wollte den Fahrer nicht nervös machen, deshalb schwieg sie. Der merkte auch nichts, sondern erzählte von seiner

Familie, er hatte nämlich vor wenigen Monaten Nachwuchs bekommen. Lady Sarah gab hin und wieder eine kurze Antwort, während sie aber den Wagen nicht aus den Augen ließ. Der Toyota blieb dran.

Mrs. Goldwyn fragte sich, wer wohl hinter dem Lenkrad saß. So sehr sie sich auch anstrengte, den Fahrer erkannte sie nicht, weil der Wagen getönte Scheiben hatte.

Das ärgerte die Lady, doch sie konnte sich ausrechnen, wer der Verfolger war.

Bestimmt der Kerl mit dem Nashornschädel. Andererseits war es für ihn gefährlich, sich so offen zu zeigen, deshalb wollte die Lady nicht so recht daran glauben. Sie war aber gespannt, wie es weiterging.

Wenn der Mann etwas von ihr wollte, dann mußte er es noch vor dem Yard Building versuchen, denn wenn sie erst einmal bei Scotland Yard war, dann befand sie sich in Sicherheit. So dachte die Lady schon ganz richtig. Aber sie hatte die Kraft des Bösen unterschätzt. Das Gebäude von New Scotland Yard befand sich bereits in Sichtweite, als das Taxi ausgerechnet jetzt in einen kleinen Verkehrsstau geriet. So lange war es gutgegangen. Der Fahrer schimpfte.

Lady Sarah aber zog daraus ihre Konsequenzen. »Ich könnte ja den Rest der Strecke zu Fuß gehen«, schlug sie vor.

»Wenn Sie wollen, Mrs. Goldwyn.«

»Sicher. Was habe ich zu zahlen?« Ted nannte den Preis.

Bei ihm handelte die Lady nicht. Im Gegenteil, sie legte noch ein gutes Trinkgeld hinzu und sagte: »Kaufen Sie Ihrem Kleinen etwas.«

»Danke, werde ich machen.«

Bevor Mrs. Goldwyn ausstieg, warf sie noch einen Blick durch die Heckscheibe.

Die Schnauze des Toyota befand sich dicht hinter dem Taxi. Fast schien es, als würde seine vordere Stoßstange die hintere des Taxis berühren. Jetzt konnte die Lady auch den Fahrer erkennen. Er war ein dunkelhäutiger Typ mit einem dichten Schnauzbart und schwarzen Haaren. Mehr jedoch sah sie nicht. Rasch stieg sie aus.

Lady Sarah lächelte, als sie bemerkte, wie überrascht der Kerl plötzlich aus der Wäsche schaute. Er drehte seinen Kopf, und die Lady sah noch, wie sich seine Lippen bewegten. Anscheinend sprach er mit einer Person im Fond, die Mrs. Goldwyn jedoch nicht sehen konnte.

Sie warf die Tür zu, lief hastig über die Straße und betrat den Gehsteig. Am linken Arm trug sie ihre Tasche. In der rechten Hand hielt sie den Stock. Ihn nahm sie überall mit hin, egal, wo sie sich aufhielt.

Auch die Gehsteige waren belebt. Zahlreiche Passanten begegneten ihr oder überholten sie.

Wenig später sah sie den Grund des Staus. Ein kleiner Morris kam

nicht mehr weiter. Zwei Polizisten schoben ihn zur Seite, während ein junges Mädchen daneben stand und mit traurigem Blick auf den Wagen schaute. Über die Schulter blickte Lady Sarah zurück. Von einem Verfolger sah sie nichts.

Der Mann schien noch in dem Toyota zu hocken. Er konnte ja nicht raus und den Wagen stehenlassen.

Es ist manchmal wirklich besser, wenn man zu Fuß geht, dachte die Lady voller Schadenfreude.

Aber sie hatte zu früh triumphiert. Plötzlich spürte sie, daß etwas mit ihrer Handtasche nicht stimmte.

Als sie ihren Blick nach links warf, erkannte sie den dünnen Rauch, der zwischen den beiden Klapphälften der Tasche hervorstieg.

Mrs. Goldwyn wußte sofort Bescheid. Die kleine Figur spielte ihre Magie aus.

Irgendwie mußte es der Mann im Wagen geschafft haben, sie zu aktivieren.

Was sollte sie machen?

Lady Sarah lief schneller, während immer mehr Rauch durch den Spalt zwischen den beiden Taschenhälften stieg und ihrem Gesicht entgegenquoll. Die Frau hustete und keuchte.

Plötzlich wurde ihr schwindlig. Sie fiel gegen eine Hauswand und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Alles verschwamm vor ihren Augen. Die Straße, die Fahrzeuge und die Menschen wallten auf und nieder, aber die alte Dame riß sich mit einer unwahrscheinlichen Energie zusammen. »Ich muß es schaffen!« Und sie lief weiter.

Es war schon mehr ein Torkeln. Sie spürte, daß sich die Figur in ihrer Tasche bewegte. Von innen stieß sie gegen das Leder, sie war zu einem unheilvollen Leben erwacht, wollte raus aus dem engen Gefängnis. Lady Sarahs Ziel.

Nur ein paar Yards war es entfernt. Schon türmte sich vor ihr die Glasfassade des Yard Building hoch, die Treppe, der Eingang endlich die Stufen.

Menschen verließen den Bau, kamen Lady Sarah entgegen, sahen, was mit ihr geschehen war, halfen ihr auf die Beine und zogen sie hoch.

»Sinclair!« keuchte die alte Dame. »Sagen Sie um Himmels willen John Sinclair Bescheid…«

Kräftige Hände zogen sie in die große Halle. Dort brach die Frau zusammen. Sie wäre hart gefallen, wenn zwei Männer nicht so schnell reagiert und sie aufgefangen hätten.

In ihren Armen blieb sie hängen.

Dann rutschte die Tasche von ihrem Arm. Noch mehr Helfer liefen zusammen, und niemand achtete auf den dunkelhaarigen Mann mit dem Schnäuzer, der in dem allgemeinen Trubel das Gebäude betrat

und mit schnellen Schritten zu den Aufzügen lief…

***

Ich, bekam von diesen Vorgängen nichts mit, sondern hockte in meinem Büro und wartete auf Lady Goldwyn. Eine Zigarette hatte ich schon geraucht. Dabei warf ich des öfteren einen Blick auf die seltsame Figur mit dem Nashornschädel, die auf meinem Schreibtisch stand. Welches Rätsel verbarg sich in ihrem Innern? Der Wissenschaft gab sie ein Rätsel auf. Sie bestand aus einem Material, dessen Zusammensetzung unbekannt war. Stammte der Stoff gar nicht von der Erde? Mittlerweile war ich zu der Überzeugung gelangt, daß es so war. Entweder gab es das Metall auf einem anderen Stern oder in einer anderen Dimension.

Ich spürte einen pelzigen Geschmack im Mund und holte mir einen Kaffee aus dem Automaten. Natürlich verbrannte ich mir fast wieder die Lippen, als ich das kochendheiße Zeug trank. Da klingelte das Telefon.

Ich nahm ab und hörte sofort die aufgeregte Stimme des Kollegen unten am Empfang.

»Bitte kommen Sie sofort, Sir! Hier ist eine ältere Dame zusammengebrochen, die Sie unbedingt sprechen wollte!« Ohne eine Antwort zu geben, schleuderte ich den Hörer zurück auf die Gabel.

Lady Goldwyn!

Mein Gott, was mochte mit ihr geschehen sein? Im Sturmschritt verließ ich mein Büro, jagte zu den Fahrstühlen und hatte Glück, daß soeben einer kam. An die Figur dachte ich nicht mehr, sie stand auf meinem Schreibtisch und war in diesen Augenblicken unbewacht.

Die Türen des Lifts schwangen auf. Ein Mann verließ die Kabine.

Dunkelhaarig, mit einem dichten Schnauzbart auf der Oberlippe.

Ich kannte ihn nicht, aber wer kennt schon sämtliche Kollegen, die in einem so großen Haus arbeiten? Da der Mann mir die rechte Seite zuwandte, fiel mir nicht auf, daß er eine Handtasche unter seinen linken Arm gepreßt hatte. Mit einem freundlichen Nicken ließ er mich vorbei. Der Lift katapultierte mich nach unten.

Viel zu langsam verging die Zeit. Ich dachte an Mrs. Goldwyn.

Was mochte mit ihr geschehen sein? Sie hatte irgend etwas mit diesen Nashornmenschen zu tun. Und wie gefährlich die waren, hatte ich am eigenen Leibe erfahren müssen. Die nahmen keinerlei Rücksicht. Endlich stoppte der Lift.

Selten hatte ich ihn so schnell verlassen. Sofort sah ich die Menschentraube, die sich in der Halle versammelt hatte. »Da ist Sinclair!« rief jemand.

Man machte mir Platz. Neben der Lady ging ich in die Knie. Sie stützte sich schon wieder auf, ihr Blick war klar, und ein Lächeln

verzog ihren Mund, als sie mich anschaute. »Helfen Sie mir mal hoch, John!«

»Nein, Mrs. Goldwyn. Sie müssen jetzt liegenbleiben. Ich sage den Sanitätern…«

»Unsinn, John. Ich bin doch keine alte Frau. Los, beeilen Sie sich. Ich will auf die Füße kommen.« Sie sprach schon wieder wie früher.

»Und schicken Sie die Leute weg. Haben Sie eigentlich nichts zu tun hier?«

Die Kollegen grinsten, auch ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen, wenn ich die Horror-Oma so reden hörte. Aber so war sie eben.

Auf mich und ihren Stock gestützt, kam sie auf die Füße. Gemeinsam steuerten wir eine Sitzgruppe hinten in der Halle an, wo wir uns niederließen.

»Tja«, sagte die Horror-Oma, noch ein wenig blaß um die Nase.

»Das ist nun mal ein Ding. Ich weiß auch nicht, wie das alles geschehen ist. Aber diese seltsame Figur…«

»Ich besitze ebenfalls eine«, sagte ich.

Ein erstaunter Blick traf mich. »Sie auch, John? Dann ist es vielleicht kein Zufall.«

»Mal sehen.« Ich räusperte mich. »Wie sind Sie denn an die Figur gekommen?«

»Auf dem Trödlermarkt. Bei Mr. McDaven. Er hat sie mir verkauft.«

»Und woher hatte er sie?«

»Das weiß ich nicht. McDaven ist Geschäftsmann, der verrät seine Quellen nicht.«

»Erzählen Sie bitte von vorn.«

Sarah Goldwyn berichtete. Ihre Stimme klang schon wieder normal. Sie machte auch nicht viel Gerede, sondern sprach frei von der Leber weg, und ich hörte aufmerksam zu. Auch Lady Sarah hatte die Nashornmenschen gesehen. Allerdings wußte sie ebensowenig wie ich, woher diese Wesen stammten und welch eine genaue Funktion sie erfüllten. »Dann bin ich noch verfolgt worden«, erklärte sie. »Ein weinroter Toyota hatte sich hinter unseren Wagen gesetzt. Der Kerl hatte doch tatsächlich die Frechheit, mich fast bis zum Ziel zu behelligen.«

»Haben Sie gesehen, wie er aussah?«

»Ja, zum Schluß. Ein südländischer Typ. Mit einem Schnauzbart und ziemlich dunkler Haut…«

»Ah so…«

Irgend etwas machte in meinem Gehirn »Klick«. Aber es rastete nicht ganz ein. Da fehlte noch was. Wieso Schnauzbart und dunkelhäutiger Typ? Hatte ich nicht vorhin einen Mann aus dem Lift steigen sehen, auf den die Beschreibung paßte? Ein überraschter Ruf riß mich aus

meinen Gedanken. »Was ist?«

Lady Sarah saß auf der Sesselkante und hatte eine Hand gegen die Lippen gepreßt. Als sie anfing zu sprechen, nahm sie die Finger fort. »Wissen Sie was, John?«

»Nein!«

»Man hat mir meine Tasche gestohlen. Verdammt noch mal, die ist verschwunden.« Das war wirklich ein Hammer. »Und mit ihr die Figur«, flüsterte Lady Sarah.

»Nun mal langsam, Mrs. Goldwyn. Überlegen Sie in aller Ruhe, wann Sie die Tasche zuletzt noch besaßen.«

»Als ich hier reinstolperte.«

»Sie hatten die Tasche also noch, als Sie die Halle betraten.«

»Ja, dann bin ich umgefallen.«

»Und?«

»Nichts und! Dieser komische Nebel, der wie ranzige Butter roch, hatte mich eingelullt. Hach, ich ärgere mich darüber. Habe mich so reinlegen lassen.«

»Augenblick mal«, sagte ich und stand auf. Ich wollte die Kollegen fragen. Vielleicht hatte einer von ihnen die Tasche an sich genommen. Aber dann müßte noch der Qualm zu sehen sein, der aus ihr gedrungen war. Ich stellte meine Fragen, erhielt jedoch nur negative Antworten. Da war wirklich nichts zu machen. Es hatte auch niemand gesehen, daß irgendeiner die Tasche an sich nahm.

Als ich zu Lady Sarah zurückging, fiel mir wieder der Kerl mit dem Schnauzbart ein. Ihn hatte die Horror-Oma im Wagen gesehen, mir war solch ein Typ auf dem oberen Flur begegnet. Ich hatte ihn für einen Kollegen gehalten. War er wirklich ein Kollege – oder sogar der unbekannte Taschendieb? »Und?« Mrs. Goldwyn schaute mich fragend an. Mein Schulterzucken sagte alles.

»Es muß hier passiert sein«, murmelte Lady Sarah. »Hier bei Scotland Yard. Wirklich kein Ruhmesblatt. Und es ging mir auch wieder besser, als ich die Tasche los war.«

»Ich werde mich darum kümmern«, versprach ich und dachte weiterhin an den schnauzbärtigen Typ, der mir da über den Weg gelaufen war. Ich wurde den unbestimmten Verdacht nicht los, daß er verdammt viel mit der Sache zu tun hatte. Wir würden sehen, denn kaufen wollte ich ihn mir allemal. Ich stand vor Lady Sarah und damit mit dem Rücken zum Eingang. Die alte Dame jedoch konnte an mir vorbeischauen. In ihrem Blickfeld lag praktisch die Halle. Plötzlich zuckte sie zusammen.

»Was ist?« fragte ich.

Dir Arm fuhr vor. Der Zeigefinger bildete eine Verlängerung und deutete auf die Tür. »Da, da ist der Kerl, der mich verfolgt hat!«

Ich kreiselte herum.

Ja, es war der Schnauzbart, den ich oben am Lift getroffen hatte.

Mit eiligen Schritten durchquerte er die Halle, schielte dabei nach links, und so kam es, daß sich unsere Blicke kreuzten. Deutlich sah ich die Handtasche, die er unter den Arm geklemmt hatte.

»Bleiben Sie stehen!« schrie ich und setzte mich gleichzeitig in Bewegung. Das Gegenteil tat er. Der Mann rannte los.

Er hatte nur wenige Schritte bis zum Eingang. Ich mußte eine viel größere Distanz überwinden.

Wie ein 100-Yard-Sprinter zischte ich los. Ich wollte den Schnauzbart noch vor der Tür abfangen. Das war ungemein schwierig, und die letzte Distanz überwand ich mit einem gewaltigen Hechtsprung. Ich flog genau in seinen Tritt.

Der Typ war plötzlich stehengeblieben und hatte eiskalt abgewartet. Ich sah den Schuh auf mich zurasen und konnte gerade noch den Kopf einziehen.

Trotzdem krachte die Fußspitze gegen meine Schulter. Der verdammte Treffer schleuderte mich herum und warf mich zu Boden.

Einmal überschlug ich mich, hörte dabei die Stimmen der Kollegen und stand wieder auf. Mehrere Männer wollten den Schwarzhaarigen verfolgen. Ich hielt sie zurück. »Das ist meine Sache!« knirschte ich und warf mich durch die breite Eingangstür.

Der Schnauzbart hatte bereits einen guten Vorsprung gewonnen.

Und jetzt rannte er auch, von einer gewissen Trägheit war nichts mehr zu merken. Ich jagte ihm nach.

Meine linke Schulter schmerzte. Der Tritt war verflucht hart gewesen, zum Glück hatte er mir nicht das Gelenk ausgekugelt. Der Schnauzbart nahm keinerlei Rücksicht auf die Passanten. Brutal stieß er sie zur Seite. Frauen fielen zu Boden, Männer wurden gegen die Hauswände geschleudert, ein Kind warf er kurzerhand um. Im letzten Augenblick konnte ich über die Kleine springen.

Auch ich rannte Zickzack, doch ich kam dem Kerl um keinen Deut näher. Plötzlich bog er scharf ab und sprang auf die Fahrbahn.

Im ersten Augenblick glaubte ich, er würde gleich von mehreren Wagen überfahren, doch geschickt wieselte er vor zwei Kühlerschnauzen her und erreichte schon die Fahrbahnmitte.

Mehrere Fahrer bremsten.

Ich hörte das Kreischen der Reifen, irgendwo gab es deswegen einen Auffahrunfall, dann stand die Kolonne, zum Teil dicht aneinander, so daß ich keine Lücke mehr fand.

Ich machte es wie die Darsteller im Film, jumpte auf die Motorhauben und überquerte so die Straße vor den erschreckten Gesichtern der überraschten Autofahrer.

Inzwischen hatte der Schwarzhaarige längst die andere Seite erreicht. Und damit seinen Wagen.

Ich sah den weinroten Toyota halb auf dem Gehsteig parken.

Jemand öffnete dem Mann von innen die Tür, und der Schwarzhaarige hechtete hinter das Lenkrad.

Er startete.

Als der Wagen anruckte, erreichte ich ihn. Doch der Fahrer konnte nicht weg.

Er hatte zwar einen Parkplatz gefunden, doch durch den Verkehrsstau war die Lücke zu. Als er rückwärts fahren wollte, krachte er mit dem hinteren Kotflügel in die Flanke eines Lieferwagens.

Innerlich grinste ich.

Da wurde die Fondtür des Toyota aufgestoßen. Das geschah sehr plötzlich, ich konnte nicht mehr rasch genug reagieren und wurde von der Tür voll getroffen. Der Aufprall schleuderte mich gegen den angefahrenen Lieferwagen, ich hörte den Fahrer schreien und sah gleichzeitig die unheimliche Gestalt aus dem Toyota klettern.

Das Monster mit dem Nashornschädel!

Hier sah ich es wieder. Und es machte diesem Untier auch nichts aus, von zahlreichen Zeugen gesehen zu werden.

Es stürzte aus dem Wagen und hatte nur ein Ziel.

Mich!

Ich klebte noch immer an der Außenwand des größeren Fahrzeugs. Als sich das Monster auf mich stürzte und das Horn vorstieß, brachte ich mich mit einem gewaltigen Satz in Sicherheit.

Ich krachte dabei auf die Kofferhaube des Toyota, überschlug mich einmal, fiel an der anderen Seite wieder herab und landete im Rinnstein.

Hinter mir hörte ich einen Schrei, kam wieder auf die Beine und sah den Unheimlichen, der ebenfalls über den Kofferraum flankte und mich killen wollte. Ich sprang zurück.

Die Passanten waren entsetzt stehengeblieben und beobachteten aus weit aufgerissenen Augen den Kampf. Eigentlich konnten sie kaum glauben, was sie da sahen, viele dachten bestimmt an Dreharbeiten zu einem Film, aber das hier war ernst. Wieder hieb das Monster zu.

Diesmal wischte das Horn nur haarscharf vor meinem Gesicht hoch. Ich spürte sogar den Luftzug, und dann fühlte ich wieder die Hände an meiner Kleidung.

Ich schlug meine Fäuste nach unten, traf, und die Hände des Unheimlichen rutschten ab. Diesmal trat ich zu.

Viel Kraft hatte ich in diese Attacke gelegt. Sie schleuderte das Monster weit zurück, so daß ich Gelegenheit hatte, meine Beretta zu ziehen.

Zielen, abdrücken – der Schuß.

Das Untier lief genau in die Kugel hinein, die seinen Schädel dicht über dem Horn traf. Dieser Treffer bedeutete seinen Tod.

Der Schädel flog zwar nicht auseinander, aber er brach. Sofort quoll dicker Rauch aus den Rissen, die sich sekundenschnell verbreiterten und den häßlichen Schädel zu Asche werden ließen.

Gleichzeitig löste sich sein Körper inmitten einer widerlich stinkenden, grünlichen Wolke auf. Das Untier war erledigt. Und der Schnauzbart?

Ich kreiselte herum. Ein Blick in den Toyota reichte mir. Der Wagen war leer.

Ich wandte mich an die Passanten. »Wo ist der Mann hin, der in diesem Wagen gesessen hat?« Einige deuteten die Straße entlang.

Und zwar in die entgegengesetzte Richtung, weg vom Yard. Ich bedankte mich und rannte wieder einmal.

Die Waffe steckte ich weg, sie würde zuviel Aufsehen erregen.

Als ich das Ende der Autoschlange erreicht hatte, sah ich von dem Schnauzbart noch immer keine Spur. Trotzdem lief ich weiter und vergaß auch nicht, rechts und links in die Einfahrten und Geschäfte zu peilen. Überall konnte er sich versteckt haben. Ihm boten sich wirklich Hunderte von Möglichkeiten.

Dann sah ich ihn doch.

Er rannte hinter einem Truck mit einer langen Ladefläche her, die mit zahlreichen langen Holzbrettern so vollgestopft war, so daß die Enden der Bretter über die Ladefläche hinwegragten.

Als der Wagen etwas langsamer fuhr, nutzte der Schwarzhaarige die Gelegenheit, packte eine hervorstehende Holzlatte und zog sich blitzschnell daran hoch. Im nächsten Moment hatte er die Ladefläche des Tracks geentert.

Sollte er mir doch noch entkommen?

Nein, was er konnte, das schaffte ich auch.

Ich verdoppelte meine Anstrengungen, und mir gelang es tatsächlich, schneller zu sein als das Fahrzeug.

Noch zwei Yards.

Ein gewaltiger Sprang. Beide Arme riß ich hoch und bekam das Ende einer langen Holzlatte zu packen.

Es war ein wirklich verzweifeltes Unterfangen. Ich hörte das Hupen der übrigen Autofahrer. Der Track beschleunigte jetzt, und meine Schuhe ratschten über den Boden.

Aber ich kletterte hoch.

Mit einem Klimmzug brachte ich meinen Körper so weit in die Höhe, daß ich über die Holzladung hinwegschauen konnte.

Der Schnauzbart hockte geduckt auf den Brettern und starrte mir entgegen.

Als er mich sah, grinste er teuflisch. Sofort sah ich den Grand.

Er hatte sich eine handliche Planke aus Fichtenholz gepackt, die wollte er mir um die Ohren hauen.

Ich beeilte mich.

Der Schnauzbart war schneller und holte zum Schlag aus, der mir den Kopf vom Hals rasiert hätte. Sein wild verzerrtes Gesicht deutete auf nichts anderes hin.

Weit holte er aus.

Aber da hatte ich Glück. Bevor er zuschlagen konnte, bremste der Fahrer ab.

Mit dieser negativen Beschleunigung rechnete mein Gegner nicht. Das Bremsmanöver schüttelte ihn regelrecht durch. Er wurde nach hinten katapultiert und verlor die Balance. Wie ein Tänzer hüpfte er auf den Brettern, und für einen Moment sah es so aus, als würde er das Gleichgewicht verlieren und nach hinten kippen.

Er fiel auch, aber nicht von der Ladefläche, sondern auf den Rücken. An der Metallverspannung, mit der die Holzbohlen aufeinandergehalten wurden, konnte er sich festklammern. Auch an mir ging das Bremsmanöver nicht wirkungslos vorüber. Ich wurde regelrecht durchgeschüttelt und hatte Angst, wieder auf die Fahrbahn zu fallen, doch mein Griff war stark genug.

Großes Aufatmen.

Unbeschädigt erreichte ich die Ladefläche und freute mich, als der Wagen anfuhr und mich dieses Manöver nicht herabschleuderte, weil ich mich rechtzeitig festgehalten hatte. Auf allen vieren hockte ich dort und schaute zu meinem Gegner hin. Der hatte sich wieder gefangen und die gleiche Haltung angenommen wie ich.

Wir belauerten uns. »Sind Sie Julio Valdez?« schrie ich.

»Ja.«

»Ergeben Sie sich. Sie haben keine Chance!« Er lachte wild auf, und ich sah das fanatische Feuer in seinen Augen leuchten. »Ich denke gar nicht daran, jetzt aufzugeben. Ich habe, was ich brauche.«

»Die Figuren?«

»Genau. Die letzten beiden fehlten mir noch. Sie fand ich hier in London. Jetzt kann Chiimal zurückkehren.«

»Nie wird er das!«

»Wer will ihn darauf hindern?«

»Ich!«

Für diese Antwort hatte er wieder nur ein Lachen übrig. Aber er griff in die Tasche und holte die beiden Figuren hervor, und das alles bei der schaukelnden Fahrt des Wagens.

»Töten werden sie dich!« kreischte er. »Töten. Du kannst uns nicht aufhalten!« Er hielt beide Figuren in den Händen, so daß nur die Köpfe hervorschauten.

Ich wollte noch mehr von ihm wissen. »Und wo steckt dein großer Chiimal?«

»Du wirst ihn nie finden.« Diesmal lachte ich. »Weil es ihn nicht

gibt.«

»O doch, es gibt ihn. Er lauert im Tal der Götter, einem der unheimlichsten Orte der Erde. Im fernen Peru gibt es Menschen, die ihn allein anbeten. Dort werde ich hingehen und ihn zum Leben erwecken. Seine sechs Diener habe ich gefunden.«

»Du irrst dich. Zwei habe ich getötet.«

»Das waren nur Helfershelfer. Sie hatten ja keine Kraft. Dämonen, die man mir zur Seite gestellt hatte. Sie entstammten einem niederen Rang, aber gegen die anderen kommst du nicht an!« Während seiner Worte hatte er sich auf mich zubewegt, ohne dabei die Figuren aus den Händen zu lassen. Ich hatte mich ein wenig nach hinten gedrückt und meine Füße in die Spalten zwischen den Brettern geklemmt, so daß ich einen einigermaßen sicheren Halt fand.

Plötzlich sah ich, wie er die Hände öffnete und die beiden Figuren losließ. Im ersten Augenblick glaubte ich, daß er sie wegwerfen wollte, doch dem war nicht so. Die kleinen Figuren mit den Nashornköpfen begannen zu tanzen und schwebten sogar in der Luft. Aber nicht nur sie. Ich sah noch einmal vier von ihnen.

Insgesamt also sechsmal diese gefährlichen Abkömmlinge einer völlig anderen Welt.

Es wurde kritisch, denn mein Gegner heizte sie durch Sprüche an. »Ihr seid Chiimals Erben, besteht aus seinem Blut. Ihr seid ein Stück von ihm. Rächt euch. Tötet seine Feinde!« Und sie griffen an.

Plötzlich veränderten sich ihre Köpfe. Die Körper verschwanden fast völlig, sie wurden lang, immer länger und liefen vorn sehr spitz zu. Aus den Hörnern waren Nadeln geworden. Blitzende Nadeln von mindestens einem halben Meter Länge, die an der Spitze feuerrot glühten.

Ich zog die Beretta. Dann schoß ich.

Natürlich hatte ich damit gerechnet, daß meine Kugel eines dieser kleinen Monster hinwegfegen würde, dem war aber nicht so.

Das Silbergeschoß beschrieb einen Bogen und fuhr nach oben in den Himmel.

Mit der Beretta konnte ich sie nicht stoppen. Dafür griffen sie an.

Plötzlich zuckten aus den Nadeln dünne Feuerstrahlen. Ich hatte zum Glück mit Ähnlichem gerechnet und sprang mit einem gewaltigen Satz nach vorn. Das Feuer verfehlte mich.

Wie ein Betrunkener torkelte ich über die Ladung auf die Führerhauskabine zu. Ich konnte mich nicht mehr fangen, sondern prallte dagegen. Zum Glück fuhr der Wagen geradeaus, so daß ich auf der Ladefläche blieb. Wie sollte ich diese Geschöpfe stoppen?

Mit der Beretta ging es nicht, aber ich trug noch etwas magische Kreide bei mir.

Aus der Jackentasche holte ich sie hervor. Als sich die Figuren zu

einem neuen Angriff formierten, zeichnete ich blitzschnell einen Querstrich über die Holzplanken.

Da zischten schon die nächsten Feuerstrahlen auf mich zu. Hielt die Barriere die gefährlichen Strahlen von mir ab? Ja.

Das Feuer wurde von dieser magischen Grenze abgeblockt. Die Flammen stießen nach oben, loderten in der Luft noch einmal auf und verpufften. Ich atmete auf.

Valdez schrie wütend und gab einen Befehl, den ich nicht verstand, ihn aber sehr schnell begriff.

Plötzlich rotteten sich die kleinen Figuren zusammen und bildeten um ihn herum einen Kreis.

Wieder zuckte das Feuer auf, wurde zu einem Ring, der sich um den Mann legte.

Einen Atemzug später begann die Luft innerhalb des Rings zu flimmern, und dann war Valdez verschwunden. Mit ihm die Figuren.

Aber ein Erbe hatten sie hinterlassen. Plötzlich puffte eine feurige Lohe hoch, und im nächsten Moment baute sich vor mir eine Flammenwand auf. Die Ladung brannte lichterloh!

***

Niemand sah ihn. Er war nur plötzlich da.

Von einem Augenblick zum anderen materialisierte er sich in seinem Hotelzimmer. Julio Valdez war wieder zurückgekehrt. Da stand er nun inmitten des Flammenkreises, der langsam ineinandersank. Julio atmete auf.

Er schaute auf seine sechs Helfer, die ebenfalls wieder die normale Form angenommen hatten. Fast harmlos sahen sie aus, diese kleinen, unscheinbaren Figuren, in denen jedoch die Magie eines mächtigen Dämons steckte.

Chiimal hatte sie vor dem Untergang des gewaltigen Reiches noch abspalten können. Und nun sollte er zurückkehren. Sämtliche Vorbereitungen waren getroffen. Valdez lachte, als er daran dachte.

Man hatte versucht, ihn zu hindern, aber nichts hatte geklappt. Er war eben stärker als die anderen. Er mußte nur auf die Magie des großen Chiimal vertrauen, dann war alles klar. Er sah sich im Zimmer um.

Gepäck hatte er nicht, bis auf einen flachen braunen Koffer, der auf dem Bett lag.

Er nahm den Koffer und klappte ihn auf. Leicht sprang der Deckel hoch. Valdez blickte in den Behälter, der innen mit Samt ausgelegt war und sechs Fächer enthielt. Genau in der Größe, die nötig war, um die sechs kleinen Figuren aufnehmen zu können.

Vorsichtig nahm er sie der Reihe nach in die Hand und legte sie in seinen Koffer.

Zwei Minuten nahm die Arbeit in Anspruch. Danach klappte er den Koffer wieder zu, schaute sich im Zimmer um, sah, daß er nichts Verdächtiges hatte liegenlassen, und verließ den Raum.

Er fuhr hinunter zur Rezeption und verlangte seine Rechnung.

Man gab sie ihm, und er zahlte. Anschließend wünschte man ihm eine gute Reise. Julio Valdez ging.

Als er eine Minute etwa das Hotel verlassen hatte, hielten zwei Streifenwagen vor dem Haus, und unter anderen verließ ein Chinese einen der Wagen.

An der Rezeption erkundigte sich der Chinese nach einem Gast mit Namen Valdez.

Man bedauerte, ihm mitteilen zu müssen, daß Mr. Valdez abgereist sei. Vor ein paar Minuten. Suko war sauer, wenn er auch damit gerechnet hatte. Wo mochte der Kerl jetzt stecken? Am Flughafen?

Der Chinese ahnte nicht, daß sich Valdez bereits auf einer magischen Reise zum Tal der Götter befand. Chiimal mußte erweckt werden…

***

Ich starrte in die Flammen, die mich blendeten und sich mit rasender Geschwindigkeit ausbreiteten. Wenn mir noch etwas gefehlt hatte, dann ein brennender Lastwagen. Jetzt erst hatte der Fahrer bemerkt, was mit seiner Ladung geschehen war. Er stoppte.

Der hinter dem Truck fahrende Wagen wurde abgebremst. Die Fahrer hupten, es gab ein Chaos, das ich nur aus den Augenwinkeln mitbekam, denn ich mußte mich auf die verdammten Flammen konzentrieren, die sich mir sehr rasch näherten. Wenn sie das Führerhaus des Wagens erfaßten und den Tank zur Explosion brachten, war es aus. Dann brach mitten in London die Hölle los.

Ich sprang an der Seite vom Wagen.

Genau in eine dicke schwarze Qualmwolke hinein, die mir vom Wind ins Gesicht getrieben wurde. Schemenhaft erkannte ich den Fahrer, wie der aus seinem Führerhaus stürzte. Er hielt einen Feuerlöscher in der Hand und fächerte den breiten weißen Strahl über die Ladefläche, ohne allerdings damit einen großen Erfolg zu erzielen.

Um den brennenden Wagen herum hatte sich eine Art Leerraum gebildet. Die Menschen standen und starrten wie hypnotisiert.

Der Fahrer stellte es zum Glück geschickt an. Er sprühte die Fläche dicht hinter dem Führerhaus ein, die noch nicht von den Flammen erfaßt worden war.

Ich sah einen zweiten Feuerlöscher, sprang auf den Fahrersitz, riß ihn aus der Halterung und beteiligte mich an den Löscharbeiten.

Wir arbeiteten stumm und verbissen. Mein Einsatz hatte wohl Schule gemacht, denn plötzlich waren noch mehr Männer um mich herum, die ihre Feuerlöscher aus den Wagen gerissen hatten und den Schaum

in die Flammen spritzten.
Die meisten wurden erstickt.
Als wir die Sirenen der Löschfahrzeuge hörten, war die Hauptarbeit erledigt.
Wir konnten aufatmen.
Der Fahrer, ein stämmiger Mann mit einem dichten Haarpelz auf den muskulösen Armen, schaute mich an. »Haben Sie gesehen, wie das passiert ist?«
»Nein«, log ich.
Da schrie ein anderer. »Aber er hatte sich doch auf dem Wagen befunden.«
Der Fahrer nahm sofort eine aggressive Haltung an. Zum Glück kamen die Feuerwehrleute und löschten den Rest der Flammen.
Ich zeigte meinen Ausweis. Mehr Erklärungen wollte ich nicht abgeben, denn ich hatte es mehr als eilig. Die Polizei sollte sich um den normalen Vorgang kümmern. Von einem Geschäft aus rief ich Suko an.
Ich schickte meinen Freund zusammen mit zwei Streifenwagen zum Hilton Hotel. Suko sollte retten, was noch zu retten war.
Wenn ich auch nicht viel Hoffnung hatte.
Ich aber dachte schon weiter. An ein anderes Ziel. Das lag einige tausend Meilen entfernt.
Peru – im Tal der Götter. Dort würde ich unweigerlich auf Chiimal treffen…

***

Mrs. Sarah Goldwyn hatte sich geärgert, daß sie nicht mitfliegen konnte. Sie hatte aber schließlich die Gründe eingesehen, die wir ihr entgegenhielten. Dafür nahm ich Suko mit auf die Reise. Wir landeten in Lima. Im Osten glänzten die schneebedeckten Gipfel der Anden, und für einen Augenblick wurde ich an das Himalaya-Gebirge erinnert, wo Suko und ich ebenfalls schon unsere Erfahrungen gesammelt hatten.
Ein grauer Himmel spannte sich über uns, der sich weiter östlich zu wolkenartigen Gebilden verdichtete und an den Berghängen festklebte.
Eine grandiose Kulisse, an die ich jedoch nur kurz dachte, als ich mit einem peruanischen Kollegen die Zollabfertigung passierte. Wir waren ganz offiziell gekommen. Das Tal der Götter mußten wir selbst finden. Einen Jeep hatte man uns zur Verfügung gestellt, was immerhin viel bedeutete.
Ich erkundigte mich nach einem Führer, erhielt aber keine positive Antwort. Auch vom Tal der Götter wollte man nichts wissen, aber bei unserem Abmarsch drückte uns der Polizeioffizier eine gute Karte in

die Hand und einen Zettel. Im Jeep faltete ich ihn auseinander. Zwei Namen standen auf dem Papier. El Jefe und Canta.

Canta war der Ort, der dem Tal der Götter am nächsten lag. Und El Jefe schien der Mann zu sein, an den wir uns wenden sollten.

»Dann mal los«, sagte Suko.

Ich hatte lange keinen Jeep mehr gefahren, entsprechend schwer tat ich mich. Die Gänge bereiteten mir Schwierigkeiten und als ich mich daran gewöhnt hatte, war es die Straße, die mir Ärger bereitete.

Wir waren nicht nach Lima hineingefahren, sondern direkt vom Flugplatz aus in Richtung Canta. 100 Meilen ungefähr lag dieser Ort von der Hauptstadt entfernt, und die peruanischen Kollegen waren froh gewesen, uns vom Flughafen aus schnell wegschicken zu können.

Der Weg führte nach Nordosten, in die Berge hinein. Schon bald hörte die Asphaltbedeckung der Straße auf, und wir gondelten auf einer Schotterpiste weiter.

Hundert Meilen!

Eine Distanz, über die wir Europäer lachen, aber hier, im Hochland von Peru, konnte sie zu einer Quälerei werden. Ich hatte die Zähne zusammengebissen und hielt das Lenkrad eisern fest, denn die Stöße, die die schlechte Straße verursachte, konnten von den Dämpfern kaum aufgefangen werden. Der Jeep war wirklich nicht der beste. Und mit ihm sollten wir im Gelände zurechtkommen.

Der Weg stieg an.

In Schlangenlinien wand er sich in die Höhe. Ein rotbraunes Einerlei war diese Hochebene, wo kein Baum, kein Strauch und kaum ein Grashalm wuchs. Nur die flachen Hügelrücken und dahinter die bizarre Hochgebirgswelt der Anden. Meile um Meile legten wir zurück.

Zweimal begegnete uns ein Wagen. Tracks, die mit Waren vollbeladen waren.

Wir selbst überholten nur Maultiergespanne und Eselkarren. Die Einheimischen – zumeist Indios – winkten freundlich, und wir grüßten zurück.

Nach 70 Meilen wurde die Straße etwas besser. Man hatte wenigstens die tiefsten Schlaglöcher aufgefüllt. Trotzdem wurde die Füllung von den Reifen des Jeeps oft genug eingedrückt oder hochgeschleudert. Die Sonne stand als glühender Ball am Himmel und verwandelte die Täler in den tiefen Lagen in Bratofen. Hier jedoch waren wir so hoch, daß wir die Hitze gar nicht spürten. Ich war auf diesen Ort Canta gespannt. Bestimmt war er nicht mehr als nur ein kleiner Marktflecken inmitten einer grandiosen, aber kargen Landschaft.

Wir fuhren immer höher. Und ich sah bereits an den sonnengeschützten Hängen erste Schneereste. Das erinnerte mich

wieder an unseren Winter, ich fühlte mich direkt heimischer. In der graublauen Luft standen über uns dunkle Punkte. »Kondore«, sagte Suko, der die Tiere ebenfalls gesehen hatte. »Tolle Vögel.«

Mir waren diese Riesengeier im Augenblick egal, ich hatte keine Lust mehr, hinter dem Steuer zu hocken. Mir tat schon mein Hinterteil vom langen Sitzen weh. Endlich die Stadt.

Sie lag in einer Mulde, wir konnten von oben auf sie hinabschauen.

Zwei Kirchen fielen mir sofort auf. Die schlanken Turme stachen in den Himmel.

Sie waren ebenso weiß wie die meisten der Häuser, die sich um einen Marktplatz gruppierten, wo ich einen Brunnen sah. Sternförmig führten die Straßen auf den Marktflecken zu. Ich war sicher, daß wir dort El Jefe finden konnten. Es herrschte reges Leben und Treiben. Bunt zusammengewürfelte Menschen mit freundlichen Gesichtern und einem Lächeln auf den Lippen. Die Leute hier wußten zum Glück noch nicht, was Streß bedeutete. Wir fuhren zum Marktplatz.

Als wir steifbeinig aus dem Wagen stiegen, hatte ich das Gefühl, gerädert zu sein. Ich klopfte mir den Staub von der Kleidung und sah mich um.

Zahlreiche Menschen standen um uns herum und beobachteten uns. Wir sahen auch wirklich nicht aus wie die Einheimischen.

Zwar trugen wir lockere Kleidung, aber auf Poncho und den breitkrempigen Hut hatten wir doch verzichtet. Die meisten Bauten waren ein-, höchstens zweistöckig. Wie Wohnhäuser sahen sie mir nicht gerade aus, eher wie öffentliche Gebäude.

Sicher fand ich hier El Jefe, den Chef, wie das übersetzt heißt.

Viele Kinder starrten uns an, aber auch Erwachsene. Sie lehnten zum großen Teil an Haltebalken. Vor jedem zweiten Gebäude gab es eine solche Rarität für uns. In Western banden die Cowboys vor dem Saloon ihre Pferde immer daran fest. Natürlich war auch eine Bodega vorhanden. Aus ihr trat ein Polizist. Der Mann war fast so breit wie die beiden Schwingtüren, die er lässig mit seinem dicken Bauch aufschob. Er trug eine braune Uniform, die sich verdächtig spannte, ein Koppel mit einer Waffe daran und Stiefel. »Da kommt der Dorfsheriff«, sagte Suko. Die Menschen machten ihm respektvoll Platz. Gewichtig schlenderte er auf uns zu. Die Bartenden wuchsen ihm rechts und links des Mundes bis zum Kinn, seine Nase war fleischig, unter der Mütze quoll pechschwarzes Haar hervor.

Vor uns blieb er stehen und grüßte. Auf spanisch sprach er uns an. Ich konnte zwar einige Brocken, antwortete jedoch in englisch, das er seltsamerweise verstand.

»Wir möchten zu El Jefe«, sagte ich, nachdem wir uns vorgestellt hatten.

Der Polizist nickte. »Und was wollt ihr von ihm?«

»Wir haben etwas zu besprechen.«

Wieder das Nicken. Dann: »Ich bringe euch zu ihm. Folgt mir.«

Der dicke Polizist drehte sich um, und wir marschierten hinter ihm her.

Die neugierigen Blicke der Einwohner begleiteten uns. Der Dorfsheriff führte uns zu einem ehemals weißen Haus, in dessen Steinfassade sich der rötlich-braune Staub aus den Bergen festgesetzt hatte. Auch auf die Fensterscheiben hatte sich eine dicke Schicht gelegt. An der Tür klopfte er.

Erst als eine Antwort aufgeklungen war, öffnete der Polizist. Wir betraten ein Büro, in dem ein Schreibtisch und zwei Aktenschränke standen. Vor dem Schreibtisch lag ein Teppich, und hinter dem Möbelstück hockte El Jefe. Suko und ich waren beide überrascht. Wir hatten einen Einheimischen erwartet, doch vor uns saß ein blonder Mann um die 50 mit einem Knebelbart, sonnenbrauner Haut und hellwachen, blauen Augen.

»Die beiden Männer möchten Sie sprechen, El Jefe«, sagte der Polizist und salutierte dabei.

»Gut, Pablo. Ich danke dir, du kannst gehen.« Pablo salutierte noch einmal, nickte uns zu und verschwand.

El Jefe aber erhob sich und trat hinter seinem Schreibtisch hervor.

Lächelnd reichte er uns die Hand.

»Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuchs?« fragte er in fließendem Englisch, was mich zu der Frage anregte, ob ich einen Landsmann vor mir hatte.

El Jefe lachte. »Meine Vorfahren kamen zwar aus England, aber ich bin Amerikaner.«

»Und dann sitzen Sie hier?«

»Was will man machen? Ich bin als Entwicklungshelfer vor fast zwanzig Jahren nach Peru gekommen, habe mitgeholfen, die Stadt hier aufzubauen, und mir hat es in Canta so gut gefallen, daß ich geblieben bin. Wissen Sie, das Leben hier ist anders als in den großen Städten. Ruhiger, beschaulicher und überschaubarer. Hier gibt es keine Hetze und Eile, hier kennt jeder noch jeden. Die Menschen helfen sich und gehen ihre Probleme gemeinsam an. Sie hätten den Ort hier mal vor zwanzig Jahren sehen sollen. Nur ein paar Hütten, mehr nicht. Dann haben wir uns an die Arbeit gemacht und es geschafft. Doch was erzähle ich Ihnen. Deshalb sind Sie ja wohl nicht gekommen.«

»Nein, das nicht.« Ich stellte Suko und mich vor. Und ich sagte auch meinen Beruf.

»Von Scotland Yard sind Sie?«

»Ja.«

»Das ist ein Ding.« El Jefe öffnete eine Schranktür und holte eine

Flasche hervor. Er nahm auch drei Gläser. »Darauf müssen wir einen Schluck nehmen, Gentlemen.« Ich war nicht abgeneigt, doch Suko schüttelte den Kopf. »Sehr vernünftig. Aber diesen Selbstgebrannten sollten Sie wirklich mal probieren.« El Jefe füllte die Gläser mit der gelblich schimmernden Flüssigkeit.

Ich nippte nur daran. Zum Glück. Der Schnaps war so stark, daß er die Socken durchbrannte. El Jefe grinste. »Klasse, nicht?«

»Über Geschmack läßt sich ja bekanntlich streiten«, erwiderte ich.

Dann sagte er uns seinen richtigen Namen. Wir erfuhren, daß er Mike Hunter hieß. »Aber hier nennen mich alle nur El Jefe«, erklärte er.

»Auch der Polizist in Lima, der uns zu Ihnen geschickt hat«, lächelte ich.

»Ja, ich habe dort einige Freunde. Worum geht es eigentlich?«

Wir nahmen Platz, und ich erklärte Mike Hunter den Grund unseres Besuches.

Aufmerksam hörte er zu. Je länger ich redete, um so mehr verfinsterte sich sein Gesicht. Als ich mit meinem Bericht fertig war, sagte er: »Sie haben da ein verdammt heißes Eisen angepackt, wissen Sie das?«

»Ja.«

El Jefe trank sein Glas leer. »Ich habe von Chiimal gehört. Jeder kennt ihn hier. Chiimal geistert durch die alten Sagen und Legenden. Man spricht von einem gewaltigen Ungeheuer, das aus einem fernen Land gekommen ist und ein grausames Erbe hinterlassen hat, das allerdings noch verschüttet ist. Doch irgendwann soll die Zeit kommen, wo Chiimal sein Erbe antritt.«

»Das scheint jetzt zu sein«, bemerkte ich.

»Ja, es sieht so aus.«

»Haben Sie jemals den Namen Julio Valdez gehört?« erkundigte ich mich.

»So heißt hier jeder dritte.« Ich beschrieb Valdez.

»Nein, der war in den letzten Tagen nicht hier. Ein Fremder fällt sofort auf.«

»Dann befindet er sich bestimmt schon im Tal der Götter.«

»Wo Sie auch hin wollen.« Ich nickte.

El Jefe sah uns ernst an. »Normalerweise hätte ich Sie auslachen müssen, aber ich lebe schon zu lange in diesem Land, um über die alten Geschichten zu lachen oder sie nicht ernst zu nehmen. Das Tal der Götter gibt es, und kein Einheimischer traut sich in dieses Gebiet hinein. Der Ort ist verflucht.«

»Würden Sie uns denn begleiten?«

»Ich bin ehrlich. Nur ungern.«

»Aber Sie kommen mit?«

»Ja. Sollte dieses Ungeheuer wirklich erweckt werden…«

»Wo befindet sich Chiimal eigentlich?« unterbrach Suko. »Der Sage nach soll er unter Tonnen von Gestein begraben sein. Genau weiß ich das nicht, aber wir müßten es herausfinden. Auch bedarf es gewisser Vorbereitungen, um Chiimal zu erwecken«, erklärte er.

»Die hat Valdez schon hinter sich.«

»Die Zeit drängt also?« Suko und ich nickten gemeinsam.

»Dann werden wir noch an diesem Tag aufbrechen.«

»Wie weit ist es?« erkundigte ich mich.

»Zwanzig Meilen von hier finden Sie das Tal der Götter. Aber es gibt keine Straße, wir müssen über Geröllhalden und Felsen fahren. Wird ziemlich abenteuerlich.«

»Damit haben wir gerechnet«, lachte ich.

El Jefe stand auf. »Deshalb wollen wir keine Zeit mehr verlieren. Es wird bald dunkel. Wie sieht es mit Ihrer Ausrüstung aus?«

»Mies.«

»Okay, ich packe einiges zusammen.«

»Unseren Wagen könnten wir nehmen. Oder haben Sie einen besseren?«

»Nein.« Hunter schüttelte den Kopf.

Da wurde die Tür aufgerissen. Mit hochrotem Kopf stürmte der Polizist in den Raum.

Er war so aufgeregt, daß er kaum sprechen konnte und eine Hand gegen seine linke Brustseite gepreßt hielt, als könnte er so seinen Herzschlag beruhigen.

»Was ist denn geschehen?« rief Mike Hunter.

»Chiimal!« keuchte Pablo, und mit diesem Wort elektrisierte er uns alle. »Chiimal! Die alten Legenden erfüllen sich. Sehen Sie selbst, El Jefe. Die Totenfeuer brennen…«

***

Wir rannten auf die Straße. Auch dort hatten sich inzwischen zahlreiche Menschen versammelt. Und alle schauten nur in eine Richtung.

Zu den Bergen hinüber, die sich als dunkle Kette von dem langsam grau werdenden Himmel abhoben. Jeder sah das unheimliche rote Leuchten, das von den Felswänden zurückgeworfen wurde und ein ganzes Tal mit seinem roten Schein ausfüllte.

»Die Totenfeuer«, sagte Hunter leise. »Pablo hat recht. So beginnt die Beschwörung des großen Chiimal.« Ich sah mir die Menschen an. Sie hatten sich auf die Knie geworfen, die Hände gefaltet und zitterten vor Angst. Einige Frauen beteten laut und klagend.

Chiimal verbreitete Angst und Schrecken. Wir waren gerade noch rechtzeitig gekommen, glaubte ich. Ich stieß El Jefe an, dessen Gesicht eine geradezu maskenhafte Starre zeigte. »Kommen Sie, Mike. Wenn

es schon soweit ist, dürfen wir keine Sekunde mehr verlieren.«

Er nickte. »Ja, Mr. Sinclair, Sie haben recht.« Mit Riesenschritten stürmte er zurück ins Haus.

Suko und ich blieben bei den Menschen zurück. Auch uns bereiteten die Totenfeuer Unbehagen. Sie waren der Beweis, daß Julio Valdez es vor uns geschafft hatte. Hoffentlich kamen wir noch rechtzeitig genug…

***

Umgezogen hatten wir uns nicht. Allerdings lagen hinten im Jeep lange Mäntel. Die Nächte hier oben im Hochland sollten sehr kalt werden.

Hatte ich schon über die Strecke nach Canta geschimpft, so konnte ich jetzt nur fluchen. Es gab überhaupt keine Straße mehr. El Jefe, der Fahrer, suchte den Weg durch eingetrocknete Flußbetten, über Hänge, Böschungen und Steinfelder. Ich saß neben ihm, Suko hockte im Fond. Er wurde noch mehr durchgeschüttelt als wir.

Manchmal fuhren wir schräg, so daß ich befürchtete, der Jeep würde umkippen. Irgend etwas war immer. Zum Glück waren die beiden Scheinwerfer durch ein Gitter gegen Steinschlag gesichert, sonst hätten die hochfliegenden Brocken das Glas zertrümmert.

Unser Fahrer zeigte ein verbissenes Gesicht. Die Anspannung hatte tiefe Kerben in seine Haut gemeißelt. Jeder von uns wußte, um was es ging. Niemand durfte nachlassen, und wir durften vor allen Dingen keine Schwäche zeigen. Wir orientierten uns anhand des Feuerscheins. Nach wie vor war er zu sehen. Als eine rote Aura lag er zwischen den Hügeln auf dem gewaltigen Bergplateau.

Schon längst bedeckte eine Kruste aus rötlichem Staub unsere Körper. Dieses feine Zeug drang überall ein. In jede Ritze, setzte sich in den Hautfalten fest und trocknete unsere Kehlen aus. Schon oft genug hatte ich das Zeug ausgespien, aber es kam immer wieder.

Zum Glück hatten wir Feldflaschen mit klarem Wasser mitgenommen. Hin und wieder nahm ich einen Schluck, dann füllte sich die Kehle mal nicht wie ein Reibeisen an. Eine Dämmerung gab es nicht. Schlagartig wurde es dunkel.

Nun waren wir gezwungen, die Scheinwerfer einzuschalten.

Breite Strahlen fielen auf die Geröllebene und ließen manche metallenen Einschlüsse in den Steinen hell aufblitzen, ebenso wie die unzähligen Staubpartikel, die durch den Lichtteppich wirbelten.

Wir schaukelten auf und ab und wurden dann nach vorn gepreßt, als es einen Hang hinunterging, der erst in einem Flußbett mündete, das ebenfalls staubtrocken war. Ich fluchte wieder.

Das war schon kein Fahren mehr, sondern nur noch ein Rutschen. Mike Hunter konnte das Lenkrad ruhig loslassen. Ich rechnete damit,

daß unser alter Jeep die Strecke nicht überstehen würde, aber es geschahen noch Zeichen und Wunder. Heil erreichten wir das Flußbett. Auch die Lenkung war nicht defekt, so daß sich der Jeep weiterhin in die gewünschte Richtung voranbewegen konnte.

Wir fuhren in der Mitte. Dort waren die Steine weniger groß. An den Rändern hatten sie oft die Ausmaße von Felsbrocken, die Wind und Wetter glattgeschliffen hatten. Kurs Osten.

Der erste Nachtwind heulte über die Hochebene. Wieder wurden gewaltige Wolken aufgewirbelt und um unseren Wagen geweht.

Wir knüppelten uns voran. Manchmal grinste El Jefe sogar. Er war die Fahrerei ja gewohnt.

Daß die Scheinwerfer brannten, paßte mir gar nicht. Da wurde unsere Ankunft schon von weitem signalisiert. Aber ohne Licht waren wir in diesem Gelände verloren. »Wie weit noch?« rief ich Mike Hunter ins Ohr.

Er hob die Schultern. »Mehr als die Hälfte haben wir hinter uns. Aber es kommt auf das Gelände an. Wenn wir Glück haben, läuft der Weg einigermaßen normal weiter. Doch daran glaube ich nicht.«

»Okay.« Ich schaute zurück. Suko hockte auf dem Rücksitz und machte auch kein glückliches Gesicht, obwohl er grinste, als sich unsere Blicke trafen.

Das Flußbett mündete in ein gewaltiges Geröllfeld. Diese Steine mußten rechts und links von den Hängen gestürzt sein und waren hier liegengeblieben.

Fast eine halbe Stunde verloren wir, um das Geröllfeld zu überqueren. Liebe Leser, ich will Sie mit Einzelheiten verschonen, aber es war schon eine verfluchte Quälerei.

Zum Abschluß stand uns eine Fahrt bevor, die auf einen Hügel oder ein Plateau führte, so genau war das nicht zu erkennen. Der Jeep schaffte auch dies.

Auf halber Strecke schon sahen wir den rötlichen Schein auf der Kuppe. Nur schwach, aber ich hatte das Gefühl, dicht vor dem Ziel zu sein.

Ich fragte El Jefe danach.

Er stimmte mir zu. »Ja, wir haben es bald hinter uns. Nach diesem Hügel geht es in das Tal der Götter.« Die Spannung wuchs.

Ich hoffte darauf, daß Chiimal noch nicht erweckt worden war.

Wenn es uns gelang, die finstere Beschwörung zu unterbrechen, war alles klar. Die Waffen hatten wir verteilt. Suko trug außer der Beretta noch die Dämonenpeitsche und seinen Stab bei sich. Letzteren hatte er von einem buddhistischen Mönch erhalten, und die Sage erzählte, daß dieser Stab aus Buddhas Erbe stammte. Das war gut möglich, denn sein Einsatz hatte sich schon einige Male bezahlt gemacht. Wenn Suko das Wort Topar rief, dann stand die Zeit für fünf Sekunden still. Er

konnte die Gegner dann ausschalten, allerdings nicht töten. Tat er es doch, verlor der Stab seine Wirkung.

Buddha war ein friedlicher Mensch gewesen, der die Gewalt haßte.

Der Jeep quälte sich weiter. Wenn ich mir den Motor so anhörte, bekam ich fast Zahnschmerzen, so sehr würgte und jaulte er. Die letzten Meter!

»Schalten Sie die Scheinwerfer aus!« rief ich El Jefe zu. Er nickte.

Ich warf einen Blick hoch zum Himmel. Da schwebten Wolken.

Leicht, faserig. Dazwischen leuchteten die Sterne in der Pracht des Südens.

Wir erreichten die Kuppe.

Mike Hunter stellte den Motor ab. Er verstummte mit einem letzten Gurgeln.

Wir wollten uns erst mal das Tal ansehen und dann einen Schlachtplan entwerfen. Ich war als erster aus dem Wagen und blieb steifbeinig stehen. Fast jeder Knochen tat mir weh, die Fahrerei hatte uns ganz schön in Mitleidenschaft gezogen. Ein paar Schritte hatten wir zu gehen, um einen freien Blick in das Tal zu haben.

Da wir uns nicht gern wie Scherenschnitte von der Hügelkuppe abheben wollten, gingen wir auf die Knie nieder und schauten in dieser Stellung hinunter ins Tal. Er war gewaltig.

An der Ostseite wurde es von einer steil aufragenden Felswand begrenzt. Auch zum Süden und Norden hin wuchsen Felswände in die Höhe. Dunkel, zerklüftet, wild… Aber uns interessierte die gegenüberliegende Wand. Sie wurde durch den roten Schein angeleuchtet, den wir schon von weitem gesehen hatten. Nur brannten diesmal nicht mehrere Feuer, sondern alle waren zu einem einzigen konzentriert worden. Es loderte vor der Felswand.

Schon aus dieser Entfernung war zu sehen, daß wir es mit keinem normalen Feuer zu tun hatten. Diese Flammen gaben keinen Rauch ab, sie brannten klar und hell, so daß für mich feststand, daß dieses Feuer keinen normalen Ursprung hatte, sondern einen magischen. Valdez hatte es entzündet. Denn ihn sahen wir ebenfalls.

Aus dieser Entfernung wirkte er wie eine kleine Puppe oder ein Zwerg, der mich fatal an die Figur aus dem Märchen Rumpelstilzchen erinnerte, denn auch Valdez bewegte sich hin und her, stampfte mal mit dem Fuß auf, hob die Arme und schüttelte seinen Körper durch. Er bot ein ulkiges Bild, aber nach Lachen war mir nicht zumute.

El Jefe hatte ein Nachtsichtglas mitgenommen. Das hielt er sich vor die Augen und blickte hindurch.

Nach einer Minute etwa ließ er das Glas sinken, wandte sich an mich und sagte: »Schauen Sie mal durch, John. Ich glaube, in der Felswand bewegt sich etwas.«

Ich nahm das Glas und stellte die Schärfe ein. Dann konzentrierte ich

mich auf das Ziel.
Es war ein gutes Gerät. Valdez, das Feuer und der Felsen rückten nah heran.
Es war nicht leicht, etwas zu erkennen, denn die tanzenden Flammen verzerrten die Perspektive. Aber EI Jefe hatte nicht gelogen. Ich sah in der Tat einen Einschluß im Felsgestein, der mir irgendwie durchsichtig wirkte, als bestünde er aus Glas. Und innerhalb der Felsen… Ich hielt den Atem an. Ja, da war etwas.
Ein gewaltiges Ungeheuer, das in seiner Größe fast die Höhe der Wand erreichte. Zum erstenmal sah ich Chiimal!

***

Ich hörte Sukos Stimme gar nicht, so sehr war ich mit dem Anblick beschäftigt. Je länger ich hinschaute, um so deutlicher erkannte ich das gewaltige Horn und den schuppigen Echsenkranz über dem Kopf des Monsters. Sogar die Augen machte ich aus, die fast mit dem Horn zusammenwuchsen.
Welch ein Gigant!
»John, träumst du?« Suko stieß mich an. Ich drehte mich um und gab ihm das Glas.
»Da ist tatsächlich etwas?«
Suko brauchte nicht so lange wie ich. Als er das Nachtsichtgerät absetzte, sagte er etwas, was ich auch befürchtete.
»Schätze, wir sind zu spät gekommen.«
»Wieso?« fragte El Jefe.
»Ist Ihnen nicht aufgefallen, wie seltsam durchsichtig diese Felswand erscheint?«
»Ja.«
»Das ist der Trick bei der Sache. Das Feuer da unten ist ein magisches Feuer. Oder haben Sie schon mal gesehen, daß sie mit einfachen Flammen einen Felsen schmelzen können?«
»Nein.«
»Eben, und das Feuer dort im Tal schafft so etwas. Der Felsen wird durch die magische Kraft der Flammen geschmolzen und gibt das Monster frei. So lautet der ganze Trick.«
Trotz der Dunkelheit erkannte ich, wie blaß Mike Hunter wurde.
»Dann sind wir wirklich zu spät gekommen«, flüsterte er nach einer Weile.
»Möglich.«
»Und was jetzt? Sollen wir uns zurückziehen?« Das hatte ich auf keinen Fall vor. Auch wenn wir eine Erweckung des Urweltgiganten nicht verhindern konnten, wollten wir uns doch zum Kampf stellen.
Sollte Chiimal aber gewinnen, würde er, einem unheilvollen Drang folgend, auf die nächste Stadt zumarschieren und sie restlos zerstören,

wobei er auf die Menschen keinerlei Rücksicht nahm.

Das gab ich El Jefe zu verstehen, und er stimmte mir bei.

»Deshalb habe ich folgenden Vorschlag, Mike. Sie setzen sich wieder in den Wagen und fahren nach Canta zurück. Evakuieren Sie sicherheitshalber den Ort, es ist besser. Die Menschen sollen sich im Gebirge verstecken, irgend jemand wird dann wohl eine Lösung finden, wie das Monster zu stoppen und zu töten ist.«

»Das – das kann ich nicht.«

»Wieso?«

»Ich kann Sie doch mit diesem Monster nicht allein lassen. Sie sind verloren.«

»Wollen Sie auch sterben?«

»Aber Sie doch auch nicht!« rief er.

»Nein, nur haben wir so unsere Erfahrungen. Verlassen Sie sich darauf.«

»Ich weiß nicht.«

»Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Und beeilen Sie sich. Viel Zeit haben wir nicht mehr.«

Mike Hunter sah ein, daß er uns nicht umstimmen konnte. Das Glas ließ er uns da.

Wir sahen uns das Untier noch einmal genau an, während hinter uns der Motor des Jeeps knatterte. »Ich frage mich nur, ob das alte Atlantis noch weitere Überraschungen auf dieser Welt für uns bereithält«, murmelte Suko.

»Hoffentlich nicht.«

»Jetzt könnten wir Myxin brauchen. Der hätte uns sicherlich einen guten Tip geben können.«

Da hatte Suko zweifelsohne recht. Aber Myxin war nun mal nicht hier. Was sollten wir machen? Er und Kara gingen ihre eigenen Wege, auf denen sie die Dämonen bekämpften.

Wir erhoben uns.

Suko steckte das Glas ein.

Die Felswand glühte immer stärker. Sogar mit bloßem Auge konnten wir die Umrisse des Giganten aus Atlantis erkennen.

Ein schreckliches Erbe sollte wieder zum Leben erwachen.

Wir wollten es verhindern!

***

Abstiege sind immer gefährlicher als Aufstiege. Das merkten wir schon nach wenigen Yards, als sich unter unseren Füßen ein wahres Steinlager löste und in die Tiefe donnerte. Im Tal schlugen die Steine auf, die auf dem Weg dorthin zu einer kleinen Lawine geworden waren. Wer das nicht hörte, mußte schon taub sein, aber unser Freund Valdez kümmerte sich nicht darum. Er tanzte auch nicht mehr,

sondern hatte sich auf den Boden gekniet, die Arme gehoben und schrie irgendwelche Worte, die wir wegen der kehligen Aussprache nicht verstanden. In den Alpen war ich schon des öfteren Berghänge hinuntergeklettert und auch in Schottland, als ich gegen die grausamen Ritter gekämpft hatte. Dort hatte ich immer wieder Sträucher und Buschwerk gefunden, an das ich mich klammern konnte. Hier war nichts.

Kahle Felsen, Steine, Staub – und im Tal lauerte das Böse inmitten des rötlichen Kessels.

Die Arme hielt ich ausgebreitet, weil ich bei meiner Kletterpartie immer in Gefahr lief, das Gleichgewicht zu verlieren. Suko hielt sich hinter mir, er lief schräg versetzt den steinigen Hang hinunter, erwischte aber eine falsche Trittstelle, verlor die Balance und kugelte die schiefe Ebene hinab. Eine Staubwolke und Steinlawine hüllte ihn ein.

Ich rief ihn an, versuchte, nach seinem Arm zu fassen, doch der Chinese war nicht mehr zu bremsen.

Er verschwand vor meinen Augen. Nur das Klirren, Poltern und Rumoren der Steine hörte ich noch. Verdammt. Wenn Suko etwas geschehen war, dann… Für einen Moment waren Chiimal und die große Gefahr vergessen. Ich konzentrierte mich voll auf den Abstieg und beeilte mich, Suko zu folgen.

Schräg rutschte, lief und ging ich, riß Steine mit mir, Staubwolken bildeten einen regelrechten Mantel um mich. Ich keuchte, hustete und spuckte, aber ich blieb wie durch ein Wunder auf den Beinen.

Und erreichte das Tal.

Die letzten Yards rannte ich, paßte jedoch nicht auf. Ich konnte meinen Schwung nicht mehr abbremsen und ließ mich einfach fallen. Meinen Kopf schützte ich in den angewinkelten Armen und wartete, bis die letzten Steine über mich hinweggesprungen waren.

Dann wurde es ruhig.

Mir taten zwar ein paar Knochen weh, aber sonst war mir nichts passiert.

Ich stand auf. Zwangsläufig schaute ich dabei die Strecke zurück, die ich hinuntergerutscht war.

Mein lieber Mann, das sah ja direkt gefährlich aus. So steil hatte ich mir den Abhang nicht vorgestellt. Die Wolke umhüllte mich noch immer. Nur langsam senkte sie sich dem Boden entgegen. Ich blickte zur Felswand.

Dort hatte sich zum Glück noch nicht viel getan. Das Ungeheuer war noch immer in dem Gestein eingeschlossen. Suko fiel mir ein.

Himmel, wo mochte er liegen?

Ich sah ihn nicht, hörte ihn jedoch, wie er einige Steine zur Seite schleuderte. Nicht mal weit von meinem Standort entfernt. Rasch lief

ich hin.

Suko schimpfte. »So was möchte ich auch nur alle zwei Wochen erleben.«

Mit der Taschenlampe leuchtete ich ihn an. Mein Partner hatte einiges abbekommen. Er blutete aus zahlreichen Hautabschürfungen an Hals und Gesicht. »Bist du okay?« fragte ich besorgt.

»Einigermaßen.« Er tastete sich ab, allerdings nicht, um nach Brüchen oder Quetschungen zu suchen, sondern um herauszufinden, ob noch alle Waffen vorhanden waren. Er hatte ebensowenig eine Waffe verloren wie ich. Seite an Seite schritten wir los. Von oben hatte das Tal ziemlich klein gewirkt. Jetzt erwies sich dieser Eindruck als Täuschung. Die Felswand, die es abschloß, und damit der blendende Feuerschein waren doch noch eine ziemliche Strecke entfernt. Ich schätzte sie bestimmt auf achthundert Yards.

Valdez tanzte nicht mehr. Er kniete wieder am Boden und hatte das Gesicht auf die staubige Erde gepreßt. Dabei wandte er uns den Rücken zu und ließ sich in seiner Meditation nicht stören. Deutlich sahen wir seinen Körper vor der tanzenden, magischen Feuerwand.

Suko schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Der muß doch was gehört haben.«

»Sicher. Nur wird er sich schon als der große Sieger fühlen, daß ihn anderes nicht kümmert.«

»Das kann stimmen.«

Wir hatten uns flüsternd unterhalten, wollten Valdez nicht unnötig aufmerksam machen.

Das Feuer brannte lautlos. Bei einer normalen Flammenwand dieser Höhe hörte man schon von weitem das Knistern und Fauchen. Hier war und blieb alles ruhig. Nur unsere Schritte vernahmen wir.

Da sich Valdez nicht um die Geräusche um ihn herum gekümmert hatte, riskierten wir es und liefen schneller. Keiner achtete mehr darauf, welch einen Krach er verursachte, wir wollten ihn so rasch wie möglich erreichen.

Die Hälfte der Strecke hatten wir hinter uns, als er plötzlich aufsprang und einen wilden Schrei ausstieß. Unwillkürlich blieben wir stehen.

Hatte er uns gesehen?

Nein, er drehte sich nicht um. Dafür tat er etwas anderes. Er hob seinen rechten Arm und schleuderte etwas auf die Felswand zu.

Wir konnten nicht erkennen, was es war, aber den Wurf begleitete er mit wildem, triumphierendem Schreien. Sechsmal hob er den Arm. Sechs Gegenstände flogen auf die Wand zu. Und plötzlich wußte ich, was dieser Wahnsinnige dort geworfen hatte. Es waren die kleinen Figuren, die Nachbildungen des Urzeitmonsters. Sie waren aus Chiimals Blut entstanden und somit ein Stück von ihm.

Jetzt gab er sie Chiimal wieder zurück.

Der letzte Wurf!

Wir hatten nicht so lange gewartet, sondern waren weitergelaufen. Schon erreichte uns der Widerschein der magischen Flammenwand und warf tanzende Schatten auf unsere Gesichter.

»Valdez!« brüllte ich. Als er seinen Namen hörte, fuhr er herum. Ich rannte auf ihn zu. »Du hast keine Chance, Valdez!« schrie ich. »Gib auf!«

Er lachte. Wild, gellend. Sein Lachen hallte von den Felsen wider.

Beide Arme riß er hoch. In seinem Rücken loderte die Feuerwand.

»Ich habe es geschafft!« brüllte er mir entgegen. »Ich habe es verdammt noch mal geschafft! Hörst du?«

»Nein! Du hast es nicht geschafft. Chiimal wird nicht leben. Niemals!«

»Doch, doch!« Er kreischte wie von Sinnen. Ich warf Suko einen Blick zu. Der Chinese verstand. Gemeinsam liefen wir Valdez entgegen. Wir wollten ihn packen und aus der Gefahrenzone ziehen.

Keuchend blieben wir vor ihm stehen. Ich spürte, daß mein Kreuz reagierte. Es ertastete die fremde Magie. Der Irrsinn leuchtete aus Valdez' Augen. Er hatte die Arme halb ausgebreitet und halb erhoben. Seine Finger standen ab wie die Beine von Spinnen. Dabei wippte er auf den Fußballen.

»Ihr wolltet mich hindern!« keuchte er. »Schon in London, aber ich war nicht aufzuhalten. Ich habe ein Erbe zu erfüllen. Zehn Jahre fast habe ich auf der ganzen Welt gesucht, um die sechs magischen Puppen zu finden, die eine Rückkehr Chiimals garantieren. Glaubt ihr denn im Ernst, ich lasse mir das von euch kaputtmachen? Nein, das ist mein Lebenswerk. Vielleicht war es ein Fehler, den Zeitungsartikel zu schreiben, denn durch Zufall hat ihn einer gelesen, der Bescheid wußte. Aber dieser Kerl war arm, er hatte keinen Einfluß, und die beiden dämonischen Helfer haben mitgeholfen, ihn auszulöschen. Sie existieren nicht mehr, aber das ist nicht tragisch. Hauptsache, ich habe die sechs Diener gefunden. Und ich habe sie dem großen Chiimal zurückgegeben. Das magische Feuer hat die Wand zum Schmelzen gebracht, den Felsen, der den großen Chiimal bisher umschlossen hatte. Ich allein habe ihm die Freiheit zurückgegeben. Mir wird er sehr dankbar sein.« Valdez mußte Luft holen, er konnte nicht mehr sprechen, seine Stimme hatte er sich heiser geschrien.

Ich sah, wie die Flammen sanken.

Ja, sie gingen zurück.

Schon war die Wand bis zur Hälfte geschrumpft, dann nur noch ein Drittel, danach fußhoch – aus.

Kein Feuer mehr.

Statt dessen hatten Suko und ich einen freien Blick auf die Felswand,

deren Gestein wirklich geschmolzen war und sich gleichzeitig verändert hatte.
Wir schauten auf eine gläserne Fläche. Sie war zwar nicht so glatt wie ein Spiegel, sondern mit zahlreichen Versatzstücken und Einkerbungen versehen, aber dennoch war der unheimliche Koloß zu sehen.
Und nicht nur er.
Noch jemanden sah ich.
Gegen den Koloß wirkten die beiden Personen nahezu winzig.
Es waren ein Mann und eine Frau.
Sie standen erstarrt im Stein. Der Mann trug eine Lanze in der rechten Hand, und die Frau hatte ihre Arme vor das Gesicht gerissen, als sie zu dem Giganten hochschaute. Die Szene schien nur für eine Sekunde erstarrt zu sein, obwohl in Wirklichkeit sicherlich Zigtausende von Jahren vergangen waren.
Ein Bild, das mich fesselte, und auch Suko schaute gespannt auf die Wand.
Dann hörten wir die Stimme des Reporters. »Gleich«, flüsterte er, »gleich ist es soweit…«
Wir hörten gar nicht hin. Ich warf Suko einen Blick zu und sagte:
»Ich werde mit dem Kreuz die Wand berühren.« Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als ich mir das Kruzifix schon über den Kopf streifte und es in die rechte Hand nahm.
Das sah auch Julio Valdez. »Nein!« schrie er. »Das darfst du nicht. Du kannst Chiimal jetzt nicht stören!« Bevor Suko ihn daran hindern konnte, stürzte er sich auf mich.
Ich wollte ihn lässig abschütteln, doch Valdez war zu einem rasenden Teufel geworden. Er verpaßte mir einen Schlag, der mich regelrecht durchschüttelte, und im nächsten Augenblick zog er ein Messer.
»Niemand wird ihm was tun!« schrie er. »Niemand wird Chiimal an seiner Rückkehr hindern.« Valdez fühlte sich als Hüter des Ungeheuers. Er wollte dem Monster aus Atlantis den Weg in die Gegenwart ebnen und ging dabei über Leichen.
In diesem Falle sollte ich daran glauben. Das Messer hatte er bereits gezogen.
Suko wollte eingreifen, doch ich hielt ihn zurück. »Laß es, Suko, mit dem werde ich fertig.«
»Hoffentlich!«
»Beobachte du Chiimal.«
Bei dem Wort Chiimal griff mich Valdez an. Es mußte wohl wie ein Startsignal auf ihn gewirkt haben, denn plötzlich hechtete er vor und ließ seinen Arm von oben nach unten fahren. Es war ein Angriff, über den ich nur lachen konnte. Anfängerhaft durchgeführt.
Leicht konnte ich ausweichen und fing den zurückschnellenden Arm

ab. Eine Drehung.

Der Kerl schrie auf und ließ das Messer fallen. Dann hatte ich ihn im Griff.

Am Kragen seiner Jacke zog ich ihn heran, bis er dicht vor mir stand und wir uns aus einer handbreiten Entfernung in die Gesichter schauten.

Ich roch den Schweiß, den seine Kleidung ausströmte, und verzog das Gesicht.

»Okay, Freund!« zischte ich. »Bis hierher war es Spaß, jetzt wird es ernst.«

Er wand sich in meinem Griff, doch ich ließ nicht los. Zudem war Valdez kleiner als ich.

»Was ist mit Chiimal? Hast du dieses verfluchte Höllenmonster erweckt?«

»Ja, ja…«

»Dann sieh zu, daß es in dem Felsen bleibt. Sprich den Gegenzauber!«

Er schüttelte den Kopf. »Den gibt es nicht!« kreischte er. »Es gibt keinen Gegenzauber. Chiimal wird leben. Ja, er allein wird leben. Und keiner kann ihn mehr aufhalten.« Ich stieß Valdez von mir und wandte mich der Felswand zu.

Sie schien aus trübem Glas zu bestehen. Ich schaute dort hinein und sah inmitten des Felsens eine Bewegung.

Bewegung?

Bisher hatte sich Chiimal ruhig verhalten, nun aber erkannte ich mit eigenen Augen, daß der Gigant von Atlantis zu unheiligem Leben erwacht war.

Auch Valdez sah es. »Chiimal!« schrie er und warf sich dabei auf die Knie. »Chiimal, du bist da. Komm her. Komm zu mir, der ich dich erweckt habe…!«

Und der Gigant kam…

***

Es war schon faszinierend anzusehen, wie sich das Monster innerhalb der Felswand bewegte. Es schien, als holte er erst gewaltig Atem, wobei sich sein Körper noch mehr aufblähte und an Umfang zunahm. Dann richtete er seinen Schädel auf. Das Horn stieß in die Höhe. Irgendwie fühlte sich der Gigant eingeengt, ich merkte, daß er das Gefängnis verlassen wollte. Unbedingt…

»Chiimal!« schrie Valdez. »Chiimal! Komm her! Komm zu mir, denn ich habe dich geholt. Sei mein Diener, Chiimal! Bitte…« Er fiel sogar auf die Knie und hob beide Arme. Ich warf Suko einen Blick zu.

Der Chinese stand dort wie ein Denkmal und starrte auf die glasig wirkende Felswand. In der rechten Hand hielt Suko die

Dämonenpeitsche. Reichte das?

Es war eine Frage, die wir uns immer wieder stellten. Bisher hatten wir Glück gehabt, aber nun sahen wir uns einem Koloß gegenüber, bei dem unsere Magie versagen konnte. Ein häßliches Knirschen und Ächzen, wie ich es noch nie gehört hatte, peinigte meine Ohren. Das Geräusch drang uns aus der Felswand entgegen, denn nun machte sich das Monster bereit, aus seinem Felsengrab zu klettern.

Zuerst bewegte es den Kopf. Es schüttelte ihn und brach durch diese Bewegung gewaltige Steinbrocken los, die wie Riesenkristalle zu Boden fielen. Wir standen viel zu nahe an der Wand.

»Weg!« schrie ich.

Suko und ich reagierten gleichzeitig. Nur Valdez blieb stehen.

Während wir rannten, hob er die Arme, und es sah so aus, als wollte er die geschmolzenen und wieder erhärteten Steine auffangen. Sie mußten ihn einfach zertrümmern, wenn… Nein, sie zertrümmerten ihn nicht. Als ich einen Blick über die Schulter warf, sah ich, daß dicht neben ihm die gewaltigen Brocken zu Boden fielen. Sie trafen auf, und es klirrte, während sie gleichzeitig von der Wucht des Aufpralls in mehrere Teile gespalten wurden, die nach allen Seiten wegspritzten. Sogar uns erreichten die Brocken noch, allerdings in wesentlich geringerer Größe. Und sie tanzten zum Glück an uns vorbei. Ganz fort vom Geschehen wollte ich auch nicht. Das Monster mußte einfach besiegt werden. Und das konnten wir nur hier. Wenn es auf einmal anfing zu laufen und sich auf die Suche nach Menschen machte, war es zu spät. Wir blieben stehen, drehten uns um und blickten zurück. Der Kopf des Giganten lag frei!

Dieser gewaltige Schädel mit dem riesigen Horn ragte aus dem Felsen. Das Maul stand offen. Wir konnten hineinsehen und hatten das Gefühl, in einen tiefen Schlund zu blicken. Ohne daß ich es wollte, rann mir eine Gänsehaut über den Rücken. Dieses Untier war so gewaltig, so schlimm, daß ich direkt Furcht bekam. Es erreichte fast die Größe der Felswand. Zum erstenmal sahen wir auch seinen Körper.

Er wirkte gedrungen, aber ungeheuer wuchtig. Im Gegensatz zum Schädel allerdings war er ein wenig zu klein, genau wie die vier stämmigen Beine, die ebenfalls von einem grünlich schillernden Panzer umgeben waren. Es war wirklich eine höllische Kraft.

Durch eine wilde Körperbewegung gelang es ihm, die nächsten Felsen zu sprengen.

Es knallte, als die Brocken nach allen Seiten wegspritzten und durch das Tal hüpften. Ein weiterer Tritt.

Chiimal war drauf und dran, das ehemalige Felsengrab zu verlassen. Und Valdez schrie. »Chiimal!« brüllte er. »Chiimal, komm her! Ich bin da, ich warte auf dich. Ich habe dich erweckt. Was im alten Atlantis

begann, soll hier fortgesetzt werden. Komm zu mir, Chiimal! Hier bin ich!«

Das Monster öffnete sein Maul noch weiter. Eine breite Zunge fuhr daraus hervor, klatschte zu Boden und wühlte zahlreiche Steine auf. Dann machte es eine ungeduldige Bewegung mit dem hinteren Körper und sprengte die letzten Felsenreste. »Verdammt, John, wie sollen wir das Untier stoppen?« fragte Suko. Seine Stimme klang belegt.

Ich hob die Schultern. Dabei zog ich die Beretta. »Ein Versuch kann nicht schaden!«

Ich lief ein paar Schritte vor, hockte mich nieder, hob den rechten Arm und zielte genau. Ich hatte mir den Schädel des Monsters ausgesucht, am liebsten würde ich die geweihte Kugel in den Schlund oder in eines der Augen schießen. Langsam zog ich den Stecher zurück. Trocken peitschte die Waffe auf.

Ich traf das Monster auch, weil es in seiner Größe gar nicht zu verfehlen war, aber die Kugel zeigte keine Wirkung. Chiimal schüttelte nur den Schädel. Mehr geschah nicht.

»Es geht nicht!« knirschte ich. »Verdammt, es geht nicht! Und so nahe kommen wir nicht an das Biest heran, als daß wir mit der Peitsche zuschlagen könnten.«

»Wobei wir nicht wissen, ob es etwas hilft«, sprach Suko meine weiteren Gedanken aus. »Genau.«

Chiimal schien den Aufprall der Kugel überhaupt nicht gespürt zu haben. Er war damit beschäftigt, sich völlig aus dem Felsen zu befreien.

Und er schaffte es.

Eine letzte wilde Bewegung, noch einmal ein gewaltiges Knirschen und Brechen, Felsbrocken jagten raketenartig nach allen Seiten weg, prallten gegen die anderen Wände der Schlucht und wurden zu gefährlichen Querschlägern, die zum Glück weder mich noch Suko erreichten. Mit einem letzten Tritt befreite es sich völlig aus seinem Gefängnis. Jetzt war es frei!

Aber noch etwas geschah.

Auch die beiden Personen, die ich zuerst auf dem Nebelbild und jetzt im Gestein gesehen hatte, schafften die Befreiung. Der Krieger und das Mädchen lebten.

Für einen Moment irrte mein Blick zur Seite, so daß ich nur sie beobachtete.

Beide bewegten sich noch langsam, als wären ihre Gelenke stumpf und eingerostet. Kein Wunder, bei dem langen »Schlaf«, den sie hinter sich hatten.

Dann aber ruckte der Kopf des Mannes herum. Er schaute auf seine Lanze, blickte das Mädchen an und legte eine Hand auf seine Schulter, während die Fremde sich bei ihm festklammerte und auf das Untier

deutete, das ihnen jetzt den Rücken zuwandte.

Der Krieger, ein ungeheuer mutiger Recke, nickte, löste sich von dem Mädchen und verließ ebenfalls das riesige Felsengrab. Ich sah seine geschmeidigen Bewegungen, und dann setzte er zu einem gewaltigen Sprung an.

»O je«, stöhnte Suko.

Der Krieger schaffte es tatsächlich, auf den Rücken des Monsters zu klettern. Er, der in einem langen, magischen Schlaf gelegen hatte, wollte das vollenden, was er vor ungeheuer langer Zeit begonnen hatte.

Er wollte Chiimal umbringen!

Konnte er es schaffen?

Wie ein Wiesel bewegte er sich über den breiten Rücken auf die strahlenförmigen Hörner zu, die wie ein Kragen hinter dem Kopf hervorstanden.

Noch hatte Chiimal nichts bemerkt, seine Haut war wohl zu dick.

Aber er wurde gewarnt.

Valdez schrie: »Chiimal, Chiimal, Vorsicht!«

Der Koloß schüttelte sich. Er bewegte seinen Körper hin und her, setzte seine gewaltigen Kräfte ein, und wie ein Stromstoß fuhr es durch seine Knochen.

Der Krieger hatte die Lanze gehoben. Er befand sich jetzt dicht hinter dem gewaltigen Echsenkragen. Er wollte darüber klettern, um an die schwache Stelle des Monsters zu gelangen.

Da merkte Chiimal, was los war.

Plötzlich wuchtete er seinen Körper in die Höhe. Es ging sehr schnell, so daß der Krieger diese Bewegung nicht mitbekam, sondern nur die Folgen spürte.

Er wurde vom breiten Rücken des Monsters wie ein Blatt Papier hinweggefegt.

Wir hörten einen Schrei. Das Mädchen hatte ihn ausgestoßen. Es sah, wie sein Freund durch die Luft flog und zu Boden krachte, wo er benommen liegenblieb.

Valdez lief auf ihn zu, und das Monster drehte sich schwerfällig um, weil es den am Boden liegenden Mann töten wollte. Das konnten und durften wir nicht zulassen. Bis jetzt hatten wir tatenlos zugesehen, doch nun, als der Krieger keine Chance hatte, mußten wir ihm helfen. »Komm, Suko!«

Der Chinese verstand. Gleichzeitig rannten wir los, während Suko seinen magischen Stab hervorholte und damit zu retten versuchte, was noch zu retten war…

***

Chiimal hatte die Drehung geschafft.

Ich sah die gesamte Szene wie auf dem Präsentierteller. Der Koloß stierte jetzt mit roten Augen auf den am Boden liegenden Krieger hinab, während das Mädchen vor Entsetzen stumm war und Julio Valdez das Untier anfeuerte.

»Töte ihn!«

Chiimal senkte seinen massigen Schädel. Uns war klar, was er vorhatte. Er wollte den mutigen Krieger aufspießen.

Plötzlich flog ein Schatten an mir vorbei.

Suko!

Er war schneller gerannt, wollte so nahe wie möglich an das Untier heran, denn ihm blieben nur fünf Sekunden, wenn er die Zeit angehalten hatte.

Dann schrie er das Wort, und seine Stimme hallte in der Schlucht wider.

»Topar!«

Kaum war der letzte Buchstabe über seine Lippen gedrungen, als die Szene erstarrte.

Alles stand still.

Auch ich…

***

Nur Suko war noch bewegungsfähig. Die Weiße Magie des Stabes ermöglichte dies. Das Erbe des großen Buddha funktionierte auch hier.

Und Suko handelte.

Mit Riesensätzen stürmte er vor, brauchte dennoch über die Hälfte der Zeit, bis er den jungen Krieger erreicht hatte, und riß ihn aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Dicht neben dem Krieger hatte Valdez gestanden. Mit ausgestrecktem Arm, wobei sein Zeigefinger auf den blonden Krieger gewiesen hatte. Dann war die Zeit um.

Das Monster hatte bereits vor dem letzten Geschehen zum tödlichen Stoß ausgeholt. Er konnte ihn nicht mehr bremsen, die Bewegung ging fließend weiter, und das Horn traf nicht den jungen Krieger, sondern rammte hart in den Boden, wo er Steine und Dreck aufwirbelte.

Ein enttäuschter Schrei drang aus Valdez' Kehle. Er hatte nicht so recht begriffen, was geschehen war, sprang in seiner Wut nach vorn und damit ins Verderben.

Chiimal, in seiner Wut unberechenbar, hieb seinen Kopf ein zweitesmal nach vorn. Diesmal stand Valdez im Weg.

Suko war zu weit weg, er hätte auch nicht so schnell reagieren können, und auch ich befand mich nicht in der Nähe. So kam es, wie es kommen mußte. Das Horn fand ein Ziel. Valdez!

Er wurde plötzlich hochgehoben und zappelte auf dem Horn liegend wie ein Fisch auf dem Trockenen. Sein gellender Todesschrei hallte

durch die Schlucht, wurde zu einem makabren Echo und verstummte, als Chiimal ihn mit einer wütenden Bewegung von sich schleuderte. Wie eine Puppe wurde Julio Valdez durch die Luft gewirbelt. Als Toter schon krachte er gegen eine Felswand, nicht weit von mir entfernt, wo er auch liegenblieb. Chiimal hatte sein erstes Opfer gefunden. Das Entsetzen hielt uns alle gepackt, aber wir konnten uns jetzt nicht ausruhen, noch war Chiimals finsterer Instinkt nicht gestillt.

Er wollte mehr. Chiimal suchte ein weiteres Opfer. Ich stand ziemlich genau in seiner Blickrichtung, während sich Suko, der Krieger und das Mädchen an der Seite aufhielten. Und mich sah Chiimal auch.

Plötzlich stampfte er mit dem Fuß auf, ein grollendes Geräusch drang aus seinem Maul. Dann rannte er auf mich zu.

Gleichzeitig jedoch setzte sich Suko in Bewegung. Er hatte ebenfalls die große Gefahr erkannt. Chiimal in dieser engen Schlucht auszuweichen war so gut wie unmöglich. Da mußte man schon sehr viel Glück haben. Aber wir wollten ihn stoppen.

Es war ein unheimliches Bild, das sich meinen Augen bot. Aber auch faszinierend in seiner Stärke und gewaltigen Kraft. Wie eine extrem große Maschine donnerte das Monster aus Atlantis auf mich zu. Ich fühlte mich winzig, unheimlich klein, und mir fiel nur der Vergleich mit einem Liliputaner ein. Konnte ich diesen Koloß überhaupt stoppen? Nein, nicht mit den Fäusten, auch nicht mit einer Kugel, aber vielleicht mit dem Kreuz.

Ich nahm es in die Hand, streckte den rechten Arm aus und ließ das Monster darauf zurennen.

Bei Schwarzer Magie reagierte das Kreuz manchmal wie ein Schutzengel. Es strahlte dann mit den Kräften des Lichts entgegen, aber diese Magie, in Atlantis geboren, war für das Kreuz unbekannt. Es fand kein Gegenmittel. Völlig normal steckte es in meiner Faust. Und das Monster rannte weiter.

»John!« Sukos Schrei erreichte mich. »John, du mußt weg, verdammt!«

Das wußte ich selbst. Ich warf mich zur Seite und startete. Wollte versuchen, eine Lücke oder einen Spalt in der Felswand zu finden und mich dort verkriechen.

Ich stolperte, raffte mich wieder auf und bemerkte plötzlich, daß Chiimal genau aufgepaßt hatte. Der Koloß änderte seine Laufrichtung. Wieder stürmte er frontal auf mich zu. Nein, das schaffte ich nicht. Chiimal würde mich aufspießen. Er hatte für mich das gleiche Schicksal ausersehen wie für Julio Valdez.

Das Trommeln der Beine auf dem steinigen Boden wurde zu einem dumpfen, grollenden Orkan, dessen wahnsinniges Geräusch fast meine Trommelfelle sprengte. Und wieder griff Suko ein.

Er schrie das bewußte Wort. Ich hörte es gar nicht, merkte nur, daß

ich mitten im Lauf erstarrte und einfach stehenblieb. Fünf Sekunden war die Zeit angehalten. Mein chinesischer Freund wuchs über sich selbst hinaus. In der rechten Hand hielt er den Stab, in der linken die Dämonenpeitsche. Er befand sich dicht hinter dem Koloß, hatte ihn verfolgt und setzte sich plötzlich mit einem gewaltigen Sprung auf den Rücken des Unheimlichen. Da war die Zeit um.

Suko hieb zweimal mit der Dämonenpeitsche zu, legte seine gesamte Kraft in diese Schläge, und die drei Riemen pfiffen über den Rücken des Monsters, wo sie plötzlich tiefe Wunden in die Panzerhaut rissen, aus denen eine dunkle Flüssigkeit kroch. Dämonenblut.

Ich hetzte weiter und prallte auf einmal hart gegen die seitliche Wand der Schlucht.

Das Monster aber brüllte schrecklich auf. Es schüttelte sich und warf Suko ab, der den Halt verloren hatte. Der Chinese hatte dem Koloß Wunden zugefügt, die stark schmerzten, jetzt drehte Chiimal durch. Das Monster geriet in wilde Panik.

Es warf sich herum, das Maul klappte auf, die Zunge fuhr hervor, der Kopf vollführte wilde Bewegungen, es stieß das Horn nach vorn, in die Höhe und wieder nach unten. Chiimal war nicht mehr zu stoppen.

Aber er reagierte auch nicht mehr kalt und abgeblüht, sondern nur noch in Panik.

Diese Chance wollten der junge Krieger und das Mädchen nutzen. Der Mann hatte die Frau an die Hand genommen. Gemeinsam rannten sie auf Chiimal zu, der immer noch tobte und menschengroße Felsbrocken vom Boden aufwühlte, als bestünden sie aus Pappe.

Ich sah dieses Bild, denn ich hatte mich auf der Stelle gedreht und preßte mich mit dem Rücken gegen die Felswand. Als ich sah, was die beiden vorhatten, war das für mich der reinste Wahnsinn.

Niemand hinderte sie daran, auch Suko nicht. Ich wußte gar nicht, wo er war, eine Wolke aus Staub und Steinen verdeckte meine Sicht.

»Bleiben Sie stehen!« brüllte ich, wobei sich meine Stimme überschlug.

Die beiden hörten nicht.

Sie dachten an ihre Aufgabe, die tödlich für sie enden konnte, denn Chiimal hatte sie bemerkt.

Er wandte ihnen seinen gewaltigen Schädel zu. Als er sie erkannte, da sah ich das Aufblitzen in seinen großen roten Augen. Für mich gab es nur eine Erklärung. Er wollte ihren Tod! Chiimal senkte seinen Schädel.

Noch einmal schrie ich. »Weg! Verschwindet!« Dabei war ich mir nicht sicher, ob sie meine Sprache auch verstanden, aber der Ruf war eindeutig. Trotzdem wollten sie nicht.

Der junge Krieger löste seine Hand aus der des Mädchens und hob den rechten Arm, in dessen Hand er seine Lanze hielt. Weit holte er

aus. Ich sah sogar das Spiel der Muskeln, trotz der ungünstigen Lichtverhältnisse. Dann schleuderte er die Waffe.

Er wollte sie dem Ungeheuer ins Maul rammen, doch Chiimal hatte aufgepaßt. Er klappte genau im richtigen Moment sein Maul zu, wobei die Lanzenspitze nicht in den Schlund fuhr, sondern das Horn in der Mitte traf.

Von dort prallte die Lanze ab und klirrte zu Boden. Der Krieger stand eine Sekunde starr vor Schrecken. Es dauerte, bis er seine Niederlage begriff, dann wollte er weg. Für ihn und das Mädchen war es zu spät. Chiimal hatte seinen Schädel wieder gesenkt, zog ihn einmal seitlich über den Boden und rammte ihn dann in die Höhe. Ich hörte keine Schreie, sah nur das Entsetzliche. Chiimals Horn erfaßte beide Menschen. Und als dies passiert war und ich vor dem entsetzlichen Bild die Augen schließen wollte, geschah etwas völlig Überraschendes.

Chiimal löste sich auf.

Im Nu wurde sein Körper transparent, die Konturen flimmerten noch einmal auf, dann war das Monster verschwunden.

Suko und ich blieben allein im Tal der Götter zurück…

***

Zuerst wollte ich nicht glauben, daß so etwas geschehen war. Ich starrte noch immer auf die Stelle, wo Chiimal gestanden hatte. Sie war leer, das Ungeheuer gab es nicht mehr. Ich atmete tief ein.

Wundern konnte ich mich nicht. Dafür hatte ich schon zuviel Schlimmes und auch zu viele unerklärliche Dinge erlebt.

Wieso und warum Chiimal verschwunden war? Für mich war es müßig, mir darüber Gedanken zu machen. Ich mußte mich mit den Tatsachen abfinden und fertig. Ich suchte Suko.

Zuletzt hatte ich ihn auf dem Rücken des Giganten gesehen.

Durch die wilde Bewegung aber war er von dem Ungeheuer geschleudert worden. Er mußte irgendwo in der Schlucht liegen. Ich fand ihn auch.

Ziemlich benommen hockte der Chinese am Boden. Er hatte in der letzten halben Stunde verdammt viel durchgemacht, ein anderer hätte das kaum so gut verkraftet. »Du lebst?« fragte er.

»Ja. Dank deiner Hilfe.«

»Ach, hör auf. Ich habe gar nicht viel tun können. Ich hätte gern mehr unternommen.« Suko schaute sich um. »Wo steckt eigentlich dieses verdammte Untier?«

»Weg!«

»Wie? Einfach so?«

»Ja, es ist verschwunden. Chiimal hat sich aufgelöst.«

Ich erzählte Suko, was geschehen war. Mein Freund und Partner wollte es gar nicht glauben. »Verdammt, das ist ja ungeheuerlich.« Da

er noch immer am Boden hockte, mußte er hochschauen, als er fragte: »Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. Suko stemmte sich hoch. Ich war ein paar Schritte zur Seite gegangen und schaute auf den toten Julio Valdez. Er allein hatte das Grauen in die Welt gebracht, und wir mußten uns jetzt mit Chiimal herumschlagen. Ich hatte wirklich keine Ahnung, wie ich dieses unheimliche Wesen besiegen sollte.

Wo der mutige Krieger und das junge Mädchen geblieben waren, wußte ich nicht, ging aber davon aus, daß beide den Angriff des Monsters nicht überlebt hatten. »Wir haben hier nichts mehr zu suchen«, sagte ich zu Suko.

Der Chinese nickte. »All right, machen wir uns auf den Rückweg.«

Wir waren beide sauer. Der Flug nach Südamerika und die Reise hierher war für die Katz gewesen, anders konnte man das nicht nennen. Wir hatten Chiimal zwar gesehen, aber seine Wiedererweckung nicht verhindern können. Das nagte in uns.

Wesentlich langsamer schritten wir zurück. Der Staub fiel dem Boden entgegen, die Sicht wurde klarer. Am Himmel strahlten die Sterne wie frischgeputzt. Ein leichter Nachtwind fuhr über das schluchtartige Tal, fing sich in den Felsspalten und Rissen und schien mit dem Gestein einen flüsternden Dialog zu führen. Uns beiden Geschlagenen stand ein ziemlich schwerer Aufstieg bevor. Ich hätte jetzt wer weiß was für den alten Klapperjeep gegeben, aber der war nun mal weg.

Der Aufstieg gestaltete sich wirklich zu einer Schufterei im wahrsten Sinne des Wortes.

Ein paarmal rutschten wir wieder zurück. Schließlich stiegen wir schräg hoch, neigten unsere Körper dabei zur Seite und stützten uns zusätzlich mit den Händen ab. Es war kälter geworden. Der Wind schnitt durch unsere Kleidung, die wir wegwerfen konnten.

Jetzt hätten wir die Mäntel gebrauchen können, doch die lagen im Wagen. Wenn ich daran dachte, welch eine Strecke noch vor uns lag, wurde mir ganz anders.

Schließlich lag der Aufstieg hinter uns, und wir konnten uns auf dem Kamm des Hanges ausruhen.

Erschöpft ließen wir uns nieder. Mit einem Tuch wischte ich mir den Schweiß aus dem Gesicht. Zurück warf ich keinen Blick, sondern nach vorn, wo sich Hügel an Hügel und Tal an Tal reihte.

Eine wellige Landschaft vom silbrigen Sternenlichtübergossen und im Hintergrund die dunklen Umrisse des Hochgebirges.

Ein prächtiges Bild, aber dafür hatte ich jetzt keinen Blick. Ich sprach mit Suko über die Richtung, die wir einschlagen mußten, um nach Canta zu gelangen.

»Spuren wird es kaum geben«, sagte er und klopfte sich seine Kleidung aus, wobei Wolken aufwallten.

»Moment«, sagte ich.

Ich hatte etwas entdeckt. In der Ferne blinkten Lichter. Und die bewegten sich, tanzten mal auf und nieder, waren für kurze Zeit verschwunden und erschienen wieder.

Es gab nur eine Lösung.

Dort fuhr ein Wagen.

Ich machte Suko darauf aufmerksam. Er sprach das aus, was ich dachte.

»Das kann unter Umständen El Jefe sein.«

»Aber was sollte ihn wieder hierherziehen?«

»Vielleicht die Sorge um uns.«

Wir einigten uns darauf, dem Fahrzeug entgegenzugehen.

Wieder ein Abstieg. Allerdings nicht mehr so schlimm. Es lagen weniger Steine auf dem harten Untergrund.

Zwanzig Minuten später trafen wir tatsächlich zusammen. Wir hatten inzwischen eines der ausgetrockneten Flußbetten erreicht und warteten dort auf den Wagen.

Er schaukelte noch immer. Wir hörten das Motorengeräusch, wurden vom Licht der Scheinwerfer geblendet und hoben beide Arme.

El Jefe stoppte und rannte auf uns zu. »Daß Sie noch leben!« rief er und schüttelte uns so fest die Hände, daß ich das Gefühl hatte, er wollte sie uns ausreißen.

Ich grinste. »Unkraut vergeht nicht.«

»Und Chiimal?«

Mein Grinsen erlosch. Mit wenigen Worten erklärte ich Mike Hunter, was wir erlebt hatten.

»O Gott«, flüsterte er und schüttelte den Kopf. »Das ist ja der reine Wahnsinn.«

»Wem sagen Sie das.«

»Und jetzt?«

Die Frage hatten wir uns auch gestellt. Eine Antwort wußte ich nicht, sondern erkundigte mich, ob er das Dorf hatte evakuieren lassen.

»Nein. Wenn ich ehrlich sein soll, bis Canta bin ich gar nicht gefahren. Ich – ich…« Er hob die Schultern. »Ich konnte einfach nicht glauben, daß dieses Monster freikommen würde. Tut mir leid…«

»Schon gut. Wir wollen hoffen, daß es Ihr Dorf verschont.«

»Aber wo kann es sein?«

Auf diese Frage wußte niemand eine Antwort. Wir zogen uns die Mäntel über und setzten uns in den Jeep. Bis Canta fuhr El Jefe.

Als wir den Ort erreichten, war es tiefe Nacht.

»Wollen Sie übernachten oder sofort wieder nach Lima zurück?« fragte uns Hunter.

Wir entschieden uns für Schlaf. Es hatte keinen Sinn, bei Dunkelheit die Strecke zu fahren.

Ausgeruht würde es besser klappen.
In seinem Haus war genügend Platz vorhanden. Mike Hunter stellte uns zwei Feldbetten zur Verfügung.
Wir schliefen wie Tote.
Und trotzdem wurde ich von wilden Träumen geplagt. Chiimal ging mir nicht aus dem Sinn. Ich sah ihn in meinen Träumen durch die Luft fliegen, und auf seinem Rücken hockte der junge Krieger mit seiner Lanze, die er immer nach mir schleuderte. Der Traum bewies, daß der Fall des Giganten aus Atlantis noch längst nicht ausgestanden war. Damit sollte ich recht behalten…

***

London!
Klirrende Kälte, ein strahlend blauer Winterhimmel, der langsam grau wurde.
So präsentierte sich das Wetter am Großflughafen Heathrow. Wir hatten einen langen Flug hinter uns, dabei viel geschlafen und auch über Chiimal geredet.
Beide waren wir zu der Überzeugung gelangt, daß dieses Ungeheuer auftauchen würde. Wir waren Zeugen, hatten es genau gesehen, und wahrscheinlich würde es sich an uns rächen. Chiimal in London – das durfte ich mir gar nicht vorstellen.
Wenn ich daran dachte, packte mich das Grausen. Das konnte zur Massenpanik führen.
Sir James, mein Chef, wußte Bescheid, daß wir eintrafen. Er hatte uns einen Wagen zum Airport geschickt. Auf dem schnellsten Weg brachte der uns zum Yard Building. Ich war nicht einmal dazu gekommen, mich umzuziehen. Unsere Kleidung hatten wir nur notdürftig gereinigt. Gern ging ich nicht zu Powell, denn wir mußten eine Niederlage eingestehen, so etwas wurmt immer.
Der alte Stratege stand nicht auf, als wir sein Büro betraten. Er schaute uns nur an. So lange, bis wir Platz genommen hatten. Dann sagte er: »Wieder eine Niederlage!« Die Worte klangen ätzend. Das sollten sie auch sein und sich wie eine Säure in mein Innerstes fressen, denn in erster Linie machte der Alte mich für den Mißerfolg verantwortlich. »Und ich habe mal gedacht, ich hätte den besten Mann vom Yard. Haben Sie nicht mal von einer hundertprozentigen Aufklärungsquote gesprochen, Oberinspektor?«
»Ja«, erwiderte ich zerknirscht. »Ist aber schon lange her.«
»Genau. Zu lange.« Powell schüttelte den Kopf. »Es sieht trübe aus. Andere Abteilungen arbeiten effektiver.«
»Dann können wir ja dahin gehen«, sagte ich.
»Um denen die Statistik zu versauen?«
Verdammt, das war hart. Ich kochte innerlich und hätte am liebsten

alles hingeschmissen.
»Wir haben wirklich getan, was wir konnten, Sir«, verteidigte Suko mich.
»Leider zu wenig.«
»Dieses Monster verbreitete eine uns unbekannte Magie«, fuhr der Chinese fort. »Wir hatten kein Gegenmittel und wären beinahe selbst draufgegangen.«
»Ja, ich weiß.« Sir James nahm die Brille ab und wischte über seine Augen. Auf einmal wirkte auch er ungeheuer müde. »Möchten Sie etwas trinken?« fragte er.
»Ho, so freigiebig?«
»Ja, ich weiß ja selbst, wie sehr wir unter Erfolgszwang stehen. Aber die verdammte Mordliga beunruhigt schon die höheren Kreise, obwohl bisher nicht viel passiert ist. Zum Glück.«
Ich trank einen Whisky. Suko nahm Saft, und wir sprachen über den Fall.
Sir James meinte: »Sie werden sich bestimmt auch Gedanken gemacht haben. Wie könnte dieses Monster reagieren?« Ich bewegte die rechte Hand und ließ die Flüssigkeit im Glas kreisen. »Wenn wir davon ausgehen, daß Chiimal uns als Zeugen und als Gegner ansieht, weil Suko das Monster mit der Dämonenpeitsche verletzt hat, müßten wir damit rechnen, daß es unter Umständen hier in London erscheint.«
Das war natürlich ein echter Schock, doch es gab keinen Grund, an den Tatsachen vorbeizureden. »Ist das Ihr Ernst?« fragte Sir James.
»Jawohl.«
»Und Gegenmaßnahmen? Haben Sie darüber auch nachgedacht?«
Ich stellte das Glas auf die Schreibtischecke. »Habe ich, Sir, aber keine gefunden.«
»Nicht gerade gut.«
»Ich weiß.«
Suko meldete sich zu Wort. »Wir müssen es eben darauf ankommen lassen«, sagte er. »Wenn Chiimal auftaucht, werden wir ihn zum Kampf stellen.«
Sir James schluckte hastig eine Magentablette. Er drehte sich um und blickte auf die große Karte hinter ihm an der Wand. Da hing Groß-London vor ihm.
»Chiimal kann also überall erscheinen«, flüsterte er. »In der Regent Street, im Hyde-Park, in Soho, Piccadilly – ich wage gar nicht daran zu denken.«
Ich auch nicht, wenn ich ehrlich sein sollte. Daß Sir James besorgt war, sah ich an den Schweißperlen, die auf seiner Stirn glitzerten.
Jetzt war auch er ratlos.
»Vielleicht sollten wir es mit militärischen Waffen bekämpfen«, schlug ich vor.

»Mit Bomben?«

»Nicht gerade damit. Unter Umständen reichen Granaten. Wenn wir ein paar von den Dingern in sein Maul stopfen, wird es vielleicht zerfetzt.«

Sir James nickte gedankenschwer. »Das wäre vielleicht eine Möglichkeit«, gab er zu. »Doch sie gefällt mir nicht, meine Herren. Wirklich nicht.«

»Sie ist auch nicht gut«, hörten wir plötzlich eine Stimme. Im nächsten Augenblick flirrte die Luft in Sir Powells Büro, und ein kleiner Mann im langen grünen Mantel stand im Büro.

Es war Myxin, der Magier!

***

Alle drei waren wir vor Überraschung sprachlos. Wo kam der kleine Magier so plötzlich her? Ich fing mich als erster. »Du hier, Myxin?«

»Ja.«

»Aber wie…«

Myxin schnitt mir mit einer knappen Handbewegung das Wort ab. Eine wirklich seltene Geste bei ihm. »Wir haben jetzt keine Zeit für lange Erklärungen. Es hat sich etwas getan, das sofort untersucht und gestoppt werden muß.«

»Chiimal?« rief ich.

»Genau.«

»Aber woher weißt du…?«

»Kara hat es gespürt. Nicht ich. Sie kannte Chiimal von Atlantis her. Und sie weiß, wie gefährlich dieser Koloß ist. Chiimal gehörte zu den Monstern, die in einer vergessenen Kolonie lebten und von gewissen Kreaturen angebetet wurden. Sie waren magisch begabt. Und es hat fast keine Waffen gegeben, um sie zu töten. Aber Kara weiß, wie man ihn besiegen kann.« Myxin redete nur von Kara. Er und das schwarzhaarige Mädchen aus Atlantis, die Tochter eines Weißen Magiers, die schon einmal gestorben war und deren Geist die Unendlichkeit der Dimensionen durchwandert hatte, war auf die Erde zurückgekehrt, um Myxin, der früher ihr Feind gewesen war, im Kampf gegen die Kräfte der Finsternis zu unterstützen. Sie hatte auch dafür gesorgt, daß es Myxin gelang, einen Teil seiner alten magischen Fähigkeiten zurückzubekommen. Er beherrschte zum Beispiel die Teleportation, konnte sich allein durch Gedankenkraft an jeden beliebigen Punkt der Erde teleportieren. Ein sehr, sehr großer Fortschritt. Und die beiden hatten nun bemerkt, daß Chiimal frei war.

»Und wie kann man Chiimal besiegen?« fragte ich. »Wir haben es nicht geschafft.«

»Das kann ich mir denken, denn Suko und auch du könnt die Waffe nicht kennen. Sie ist auch nicht gegen Chiimal angewendet worden,

denn die große Katastrophe beendete die Existenz des großen Atlantis. Die Waffe ist der Eiserne Engel.« Suko und ich tauschten einen Blick. Davon hatten wir noch nie gehört. Was mochte das sein? Je enger ich mich mit meinem Job befaßte und mehr hineinkniete, um so vielseitiger wurde es. Ich lernte ganz andere Vorgänge kennen und dachte in anderen Dimensionen.

Immer neue Dinge begegneten mir, die ich verkraften oder einfach hinnehmen mußte. Wie eben diesen Eisernen Engel.

»Was hat Chiimal vor?« wollte ich wissen.

»Er will die Zerstörung«, erwiderte Myxin. »Er ist darauf programmiert.«

»Und wo steckt er?«

Myxin schaute mich an. »Chiimal ist bereits in London«, erwiderte er sehr ernst…

***

Wir hielten uns dort auf, wo die Themse in den großen Bogen einfließt, der auf der Karte immer wie ein Fragezeichen wirkt. Hinter uns befand sich die Chelsea Bridge, vor uns die Vauxhall Bridge.

Es war die Gegend mit den großen Uferwiesen, die bei Hochwasser und Schneeschmelze oft überschwemmt waren. Heute jedoch nicht.

Dafür waren die Wiesen hart gefroren, denn eine strenge Frostnacht lag über der Millionenstadt London. Klarer Himmel, klare Sicht, Sternenlicht. Eis am Ufer, aber nicht auf dem Wasser. So schnell fror die Themse nicht zu. Wir waren mit dem Bentley gefahren, hatten den Wagen oberhalb der »Banks« abgestellt und waren den letzten Rest gelaufen. Niemand hielt sich bei der Kälte und um diese Zeit hier auf. Wir waren die einzigen. Aber ich sah keine Spur von dem Monster aus Atlantis.

Ich hauchte in meine klammen Hände. Der Atem dampfte. Ich ärgerte mich, daß ich die Handschuhe zu Hause gelassen hatte. Das erwies sich nun als Fehler.

Wir blieben am Ufer stehen. Bisher hatte sich Myxin ausgeschwiegen. Auch jetzt sagte er noch nichts. Unsere Blicke glitten über die fast schwarze Wasserfläche, wo nur hin und wieder ein ferner Lichtschein einen Reflex auslöste. Suko war ein Stück zur Seite gegangen. Auch er suchte dieses Monster, und wir kamen uns bald vor wie Touristen, die unbedingt das Ungeheuer von Loch Ness entdecken wollten.

»Wie können wir Chiimal denn besiegen?« fragte ich den kleinen Magier.

»Wir überhaupt nicht.«

»Wieso?«

»Nein, John Sinclair, du schaffst es nicht. Kara wird es versuchen. Gemeinsam mit dem Eisernen Engel.«

»Sag endlich genau, wer der Eiserne Engel ist.«

»Der Eiserne Engel war der Hüter der Gerechten. Im alten Atlantis traf man überall auf seine Bilder oder seine Statuen. Er bekämpfte das Böse und war ein Bindeglied zwischen den Priestern der Weißen Magie und den jenseitigen Welten. Kara kennt ihn gut, sie hat des öfteren mit ihm zu tun und hat ihn auf ihren langen Ausflügen mehrmals getroffen. Der Eiserne Engel wird uns zur Seite stehen.«

Myxin sprach diese ungeheure Tatsache schlicht und einfach aus, aber begreifen konnte ich sie trotzdem nicht. Ich blickte weiterhin über die Wasserfläche, da der kleine Magier keine Erklärungen mehr gab. Schiffsverkehr herrschte schon längst nicht mehr. Wer jetzt noch über den Fluß fuhr, hatte bestimmt Finsteres im Sinn.

Die Polizeiboote hatten Order erhalten, die Stelle zwischen den beiden Brücken zu meiden. Sie hielten sich auch zurück. Und wir warteten.

Von Kara, der Schönen aus dem Totenreich und Myxins Gefährtin, hatten wir nichts gesehen. Aber sie konnte ihren Geist vom Körper lösen, um in anderen Dimensionen zu forschen. Eine wirklich fantastische Fähigkeit.

Myxin streckte seinen Arm aus. Wie auf Kommando blickten Suko und ich auf die gezeigte Richtung. Dort begann das Wasser zu brodeln. Mir kam es vor, als würde jemand vom Grund des Flusses her mit gewaltigen Händen Dreck, Schlamm, Schlick und wer weiß was aufschaufeln und in die Höhe treiben. Eine braunschwarze Brühe, die quirlte und schäumte, gischtete und Blasen warf, wobei lange Wellen ans Ufer klatschten und dort die dünne Eisschicht zerbrachen. »Er kommt«, sagte Myxin nur.

Gebannt starrten wir auf das Wasser. Ich fragte gar nicht danach, wie es möglich war, daß der Gigant so plötzlich aus der Themse auftauchte, doch für ein solches Ungeheuer waren Entfernungen und Ortswechsel kein Problem. Es war einfach da.

Dann sahen wir ihn. Der gewaltige Schädel mit dem Kranz aus Hörnern und dem nach oben gebogenen mittleren Horn erschien wie Phönix aus der Asche. Dunkelrot glühten die Augen, ein unheiliges Feuer brannte in ihnen, das auch von dem Wasser nicht gelöscht werden konnte, das am Schädel des Monsters herabrann.

Mein Herz klopfte schneller. Die Umgebung sah ich nicht mehr, ich konzentrierte mich voll und ganz auf das Monster, das zu mitternächtlicher Stunde aus den Fluten der Themse stieg, seinen Schädel drehte, uns sah und langsam zum Ufer watete. Dorthin, wo wir standen. »Zurück!« rief Myxin.

Suko und ich folgten dieser Aufforderung sofort, während der kleine Magier noch stehenblieb, beide Arme hob und die Hände wie einen Trichter zu beiden Seiten des Mundes legte. Was hatte er vor?

Zwei Sekunden später erhielten wir die Antwort. »Kara!« rief er, und sein Ruf schallte über das Wasser. »Kara, deine Zeit ist gekommen!«

Dann wurde es auch für ihn Zeit. Myxin drehte sich um und lief auf den Uferhang zu, wo wir warteten. Wo steckte Kara?

Ich schaute aufs Wasser, weil ich damit rechnete, daß sie dort erscheinen würde. Aber ich hatte mich getäuscht. Kara erschien in der Luft, hoch über dem Wasser. Und mit ihr der Eiserne Engel!

***

Zuerst war es nur eine schwache Lichterscheinung, die sich jedoch deutlich von der Dunkelheit der Nacht abhob. Das Licht tanzte hin und her, wurde zu einem Streifen, und im nächsten Augenblick hörten wir Karas Stimme. »Seht nach rechts!«

Unsere Köpfe folgten dem Befehl wie an der Schnur gezogen. Da stand er.

Von seinem Körper und seinem Gesicht war nichts zu sehen, da er eine dunkle Rüstung trug. Trotz der schwarzen Farbe erkannten wir sie, denn sie schimmerte, als wäre sie mit einem glänzenden Fett eingerieben worden.

Der Eiserne Engel war bewaffnet. In der rechten Hand trug er ein Schwert, dessen Klinge nicht aus Stahl, sondern aus einem weißen Material bestand, das im Dunkeln hell leuchtete. Ein Schwert des Lichts!

Langsam ging der Engel vor. Er wurde von Kara begleitet, deren Geist sich nicht materialisiert hatte und dann plötzlich wieder verschwunden war.

Uns konnte man in diesem Fall wirklich nur als Statisten bezeichnen, denn der Eiserne Engel wollte und würde den Kampf allein ausfechten und durchstehen.

Inzwischen hatte auch der Gigant aus Atlantis das Ufer erreicht.

Er stieg aus dem Wasser.

Der Eiserne Engel näherte sich ihm im spitzen Winkel. Genau zwischen uns und der Themse würden sie aufeinandertreffen, das war abzusehen.

Hatte das Monster vorhin uns noch angesehen, so hatte es jetzt nur Augen für seinen neuen Gegner.

Myxin flüsterte uns die folgenden Worte zu. »Das ist ein uralter Kampf, in den wir uns nicht einmischen dürfen. Von diesen Giganten gab es zahlreiche im alten Atlantis, und der Eiserne Engel ist der Erzfeind der Monster gewesen. Zahlreiche von ihnen hat er schon vernichtet. Er wird es jetzt wieder tun.« Der Eiserne Engel war stehengeblieben. Uns wandte er den Rücken zu, dafür erwartete er das Monster. Und es kam.

Der Gigant wich dem Kampf nicht aus. Er trottete schwerfällig auf

seinen Feind zu, der jetzt den rechten Arm hob, mit der Schwertklinge einen leuchtenden Kreis in der Luft schlug und damit seine Bereitschaft andeutete, den Kampf gegen den Giganten aufzunehmen.

Im selben Augenblick stürmte das Monster vor.

Der Kampf begann!

***

Wir zitterten innerlich mit, denn wenn der Eiserne Engel es nicht schaffte, sah es böse aus. Er ließ das Monster kommen. Und dann schlug er zu.

Praktisch im letzten Augenblick, als wir schon glaubten, er würde von dem Horn aufgespießt werden, wischte sein Schwert durch die Luft und hieb das gefährliche Mordinstrument des Ungeheuers genau in der Mitte durch. Die Spitze wirbelte durch die Luft und klatschte irgendwo in die Fluten. Das Ungeheuer stieß einen fast menschlich zu nennenden Schrei aus, es warf seinen gewaltigen Schädel hoch, und wir sahen den Rauch aus der Schnittstelle quellen. Das Monster war geschwächt. Aber es gab nicht auf.

Voller Wut rannte es gegen den Eisernen Engel an. Und der wurde zu einer Kampfmaschine.

Mit dem Schwert hieb er rechts und links zu. Er traf das Ungeheuer an den empfindlichsten Stellen, hieb es regelrecht zusammen, so daß sein dunkles Dämonenblut aus den Wunden quoll und über den Körper strömte.

Wir waren fasziniert von diesem gewaltigen Kampf, der schon das Prädikat gigantisch verdiente. Das verzweifelte Brüllen des Untiers schallte über das Wasser, es hielt sich nur mit letzter Kraft auf den Beinen, versuchte, sich umzudrehen und zum Wasser zu laufen.

Das ließ der Eiserne Engel nicht zu.

Plötzlich hockte er auf dem Rücken des Ungeheuers, hielt sein Schwert mit beiden Händen gepackt, holte weit, weit aus und hieb die Klinge nach unten.

Es war ein gewaltiger, ungemein kräftiger Schlag, in den der Engel alles hineingelegt hatte.

Und er trennte mit diesem einen Hieb den Kopf vom Rumpf des Monsters. Der Schädel rollte in den Uferschlick und blieb dort liegen. Aus der Wunde strömte das schwarze Dämonenblut und benetzte wie ein See den Boden. Chiimal brach zusammen.

Er war so geschwächt, daß seine kurzen Füße das Gewicht nicht mehr halten konnten. Sein Torso lag am Boden, und der Eiserne Engel hieb noch einmal zu.

Es war der letzte Schlag, der den Giganten aus Atlantis endgültig vernichtete.

Plötzlich quoll dichter Rauch aus den Wunden, der vom Uferwind

erfaßt und weggetrieben wurde. Der Engel hob sein magisches Schwert zum Gruß. Wir winkten ihm zu.

Im nächsten Augenblick löste er sich auf, und da war auch wieder der Lichtstreifen zu sehen. Kara befand sich in der Nähe.

»Wir haben gesiegt!« rief sie. Dem war nichts mehr hinzufügen.

***

Wir sahen Myxin an, als wir auf das tote Monster zuschritten. Der kleine Magier lächelte, denn er erriet unsere Gedanken. »Ihr wollt eine Erklärung haben«, sagte er. »Nun, es ist schwer, sie zu geben, denn auch ich muß mich erst in der neuen Rolle zurechtfinden. Das müßt ihr verstehen. Atlantis hat ein gewaltiges Erbe hinterlassen. Wo es sich überall auf der Welt befindet und was wir von dem alten Kontinent als Böses und Gutes geerbt haben, das kann ich euch nicht sagen. Ich bin selbst noch nicht soweit. Kara und ich suchen und werden wohl noch sehr lange Suchende bleiben. Zudem, müssen wir immer damit rechnen, Asmodina in die Hände zu fallen, denn unsere Todfeindin lauert im verborgenen.« Da sagte Myxin die Wahrheit.

Vor dem toten Giganten blieben wir stehen. Viel war nicht mehr von ihm übriggeblieben. Der Eiserne Engel hatte wirklich gewütet.

Chiimals Überreste zerliefen. »Ich werde wieder gehen«, sagte Myxin schlicht. »Alles Gute, ihr beiden.« Er lächelte noch einmal und war verschwunden.

Irgendwohin teleportiert. Wahrscheinlich zu seiner Kara. Ich gönnte ihm die Schöne aus dem Totenreich.

»Und was machen wir?« fragte Suko.

Über die Schulter hinweg deutete ich auf den Wagen. »Dem Alten mitteilen, daß er wieder ruhiger schlafen kann. Eine Gefahr weniger für London.«

»Wozu wir gar nichts beigetragen haben«, meinte Suko. »Ist ein komisches Gefühl, wenn man dabeisteht und zusehen muß, wie andere für dich kämpfen. Oder irre ich mich da?«

»Nein.« Ich dachte ähnlich wie Suko.

»Dabei besitzen wir starke Waffen. Und dennoch gibt es Kämpfe, wo auch die uns nichts helfen.«

Ich schwieg dazu. Das Problem war nicht neu. Aber irgendwie hatten wir es immer geschafft, uns durchzubeißen.

Dabei hoffte ich nur, daß es für uns auch in Zukunft so bleiben würde…

ENDE